Nicht für den Austausch

Deutsche Philologie

Schwabentum und Romantik

Geistesgeschichtliche Untersuchungen über Justinus Kerner und Ludwig Uhland

---

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades bei der Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

OTTO ACKERMANN
aus Breslau

1939

Buchdruckerei Paul Plischke, Breslau 1

Referent: Prof. Dr. Merker

Korreferent: Prof. Dr. Faust

Examen rigorosum: 22. Juni 1938

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich - Wilhelms - Universität zu Breslau.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die Arbeit erscheint gleichzeitig als Heft 31 der Germanistischen Reihe der Sammlung „Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker" (Breslau, Priebatsch) im Buchhandel

Vorwort

Justinus K e r n e r und Ludwig U h l a n d wurden bisher fast ausnahmslos als Epigonen der Frühromantik oder der Heidelberger Bewegung angesehen. Das Werk der beiden Schwaben zeichnet sich jedoch gegenüber diesen Strömungen durch eine ausgesprochene Eigenständigkeit, durch völlige Andersartigkeit in den Voraussetzungen und den Ergebnissen aus. Dies im einzelnen deutlich werden zu lassen, ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Sie soll das Werk Kerners und Uhlands in seiner Bedeutung innerhalb der Geschichte des deutschen Volkes darstellen. Sie überschreitet bewußt das Gebiet rein literaturwissenschaftlicher Forschungen und Feststellungen, da sie ihrem Gegenstand nur gerecht werden kann, wenn die Beziehungen sichtbar gemacht werden, in denen Uhland und Kerner zur gesamten Wirklichkeit ihrer Zeit stehen. Die volkhafte Verwurzelung beider Männer, sowie die politisch-historische Situation, in die sie gestellt sind, bilden die Grundlage der Untersuchungen. Die bedeutsamen zeitgenössischen Bewegungen in der Dichtung und Philosophie, den Naturwissenschaften, der Philologie und Geschichtswissenschaft werden behandelt, wo Zusammenhänge unmittelbarer oder mittelbarer Art mit dem Werk der beiden Schwaben bestehen. Feststellungen über einzelne Dichter, Philosophen und Wissenschaftler, deren Werk in seinen Auswirkungen Uhland und Kerner erreicht, sind zum großen Teil über die ganze Schrift verstreut, daher ist zur Erleichterung der Übersicht ein Register beigegeben.

Inhalt

Einleitung 1
I. Die Jugend Kerners und Uhlands 5
II. Kerner, Uhland und die Romantik 18
III. Das Gesicht des Kernerschen und Uhlandschen Werks 65
IV. Kerner, Uhland und das Biedermeier 118
Schrifttum 125
Register 130

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41542706_0038

Einleitung

Es erscheint mir notwendig, meiner Darstellung einige grundsätzliche Bemerkungen voranzuschicken, um über die Prinzipien, die ihr zugrunde liegen, Rechenschaft abzulegen.

Zunächst eins: Es gibt keine Literaturgeschichte oder Stilgeschichte als eine für sich seiende und in sich werdende Bewegung. Wenn Literaturgeschichte geschrieben werden soll, kann das nur in der Art geschehen, daß man die Dichtung eines Volkes als Äußerung seiner schöpferischen Anlagen sieht, und daß man die Dichtungsgeschichte im Hinblick auf die Volksgeschichte faßt.

Die Dichtung ist an zwei Stellen an die schöpferische Volksseele gebunden: dort, wo sie sich aus ihr löst, und dort, wo sie in gestalteten Werken wieder auf sie rückwirkt.

Dichtungsgeschichte kann nicht Selbstzweck sein, sondern sie steht im Dienste der Dichtung. Wenn sie aus dem Ganzen der Dichtung eines Volkes Epochen heraushebt, sie in Einheiten gliedert, muß sie die Methode für diesen Vorgang aus der Dichtung selbst nehmen. Die Methode ergibt sich auf zweierlei Weise. Dichtungen erwachsen, wie alle Taten, aus einer seelischen Anlage, die durch äußere Umstände herausgefordert wird. Die seelische Anlage ist rassisch bestimmt, die äußeren Umstände sind zumeist Einflüsse der Mit- und Umwelt. Wenn sie das, was als Anlage im Menschen ist, herausfordern, so schafft sich dieser in der Auseinandersetzung seine Weltanschauung, die dann die stete Grundlage all seines Handelns bildet, und die hinter jeder Dichtung steht.

Auf der anderen Seite aber ist das, was an einer Dichtung im eigentlichen Sinne wirkt, ebenfalls die weltanschauliche Grundlage, die den Leser unmittelbar anspricht, die die unmittelbare Verbindung von Dichtung und Leser schafft, ohne die eine Wirkung eines Kunstwerkes überhaupt auf den Betrachter oder Leser oder Hörer nicht denkbar ist.

Wenn daher Dichtungsgeschichte als Dienst an der Dichtung geschrieben werden soll, so kann grundsätzlich

ihre Aufgabe nur die sein, aus dem umfassenden Kreis deutschen Schrifttums weltanschauliche Einheiten sichtbar zu machen[1]). Unter diese Aufgabe ist die vorliegende Betrachtung Uhlands und Kerners gestellt.

Die wichtigste Frage ist dabei die, ob es eine Einheit (im weltanschaulichen Sinne) gibt, die die Romantik von Jena und das Werk der Schwaben umfaßt.

Bei der hier versuchten Lösung dieser Frage konnte die Romantik von Jena nicht in allen ihren Einzelheiten zur Behandlung herangezogen werden, sondern es konnte nur darauf ankommen, die innere Struktur jener weltanschaulichen Einheit sichtbar zu machen, so weit sie in Hinblick auf die Schwaben bedeutsam war. Damit mußte eine notwendige Einseitigkeit in diesem Gebiet der Arbeit eintreten, die zugleich auch um der Übersichtlichkeit wegen notwendig war. Man bedenke, daß es den Rahmen der Arbeit und Fragestellung gesprengt hätte, wenn wir beispielsweise das Ideengut von Schellings Natur- und Identitätsphilosophie im einzelnen so dargestellt hätten, daß wir dem Philosophen ganz gerecht wurden. Wenn Uhland und Kerner dabei nicht erdrückt werden sollten, durfte hier statt des ganzen Bauwerks nur der entscheidende Grundriß gegeben werden. Dieser selbe Vorgang mußte sich dort abspielen, wo wir, um die Andersartigkeit des Kernerschen Arzttums erkennbar werden zu lassen, den Grundriß der romantischen Medizin aufzeigen. Wenn wir die ganze Fülle dieser Welt hätten darstellen wollen, so wäre auch hier vor diesem Übergewicht Kerner nicht zur Geltung gekommen.

Für die Sicherheit unserer Ergebnisse bedeutete das keine Gefährdung, denn es kam ja darauf an, das grundsätzliche Verhältnis der Weltanschauung der Jenenser und der Tübinger zu untersuchen und nicht Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten einzelner Erscheinungen zu betrachten. Unter Ergebnis: die Unabhängigkeit der Tübinger Bewegung von der Jenenser Romantik, besagt nun keineswegs, daß etwa das Lebenswerk Kerners ohne die Taten Schellings möglich gewesen wäre. Es ist bestimmt so, daß Schelling, ebenso wie der Schlegelkreis, auch dort, wo er nicht unmittelbar durch das Weiterleben eigenen Gedankengutes und eigener Anschauungsformen fruchtbar

[1]) Dies bedeutet, daß es unmöglich ist, das Verfahren der Literaturgeschichte auf einer Behandlung der Eigentümlichkeiten des äußeren Stils der Dichtungen zu gründen. Diese sind gleichsam Ergebnisse, die nur selten ohne weiteres die wirkenden Kräfte ablesen lassen, die sie schufen, oder anders gesagt: fertige Produkte, von denen man kaum mehr die zu Grunde liegenden Faktoren ablesen kann; denn die scheinbar ähnlichsten Ergebnisse können ganz verschiedener Dimension sein.

geworden ist, mittelbar eine große Rolle spielte, indem er gleichsam den Boden aufriß, Kräfte entfesselte, die doch in ihrer eigenen Natur und Art ganz unabhängig von ihm waren. Die von Jena vorbereitete Erschütterung der vorher festgefügten geistigen Situation kam Uhland und Kerner zugute.

Es ist gewiß notwendig, immer wieder die Bindung des Uhlandschen und Kernerschen Werkes an das schwäbische Stammestum aufzuzeigen, an jenes Stammestum, das eine so eigenartige Verbindung von nüchternem Wirklichkeitssinn mit innerlichster Religiosität und tiefer Hinneigung zum Geheimnisvollen, Wunderbaren, hinter den Dingen Liegenden zeigt. Es ist wichtig, die Rassegebundenheit der beiden Dichter niemals außer acht zu lassen; aber diese beiden Elemente der Stammes- und Rassebindung allein genügen nicht zum Verständnis der beiden Persönlichkeiten.

Es ist vielmehr entscheidend, sich klarzumachen, daß gerade das schwäbische Stammestum mit seinem starken ostischen Einschlag erst unter der Herausforderung durch die französische Revolution und Napoleon diese Welt schaffen konnte, die uns bei Uhland und Kerner gegenübertritt. Man vergleiche mit Kerner einen Mann wie Bachofen, der die gleichen rassischen Anlagen mitbrachte, der in ähnlicher, wenn auch viel gewaltigerer Weise als Kerner zum Mythologen des Muttertums (eben aus dieser Anlage) geworden ist, und der doch, unter anderen historischen Bedingungen als Kerner angetreten, sich eine andere Welt schuf.

Gerade dieser letzte Hinweis mag einen Blick auf die Gefahren einer Unternehmung werfen lassen, die — mag es sich um Philosophie- oder Dichtungsgeschichte handeln — die Großtaten menschlicher Schöpfungskraft materialistisch nur aus einem Stammestum herleitet[2]).

Dem geschichtlichen Leben, dessen Grundlage Kampf ist, kann man mit solch einem statischen Schema nicht gerecht werden.

Zum Abschluß dieser Bemerkungen sei noch eines gesagt: Ich glaube, mit den hier über Uhland und Kerner angestellten Untersuchungen einen Beitrag zur Überwindung des Begriffes „Romantik" geleistet zu haben, nachdem Alfred Baeumler bereits 1926[3]) mit betonter Schärfe

---

[2]) Dieser Gefahr ist H. O. Burger in seinem Buch „Schwabentum in der Geistesgeschichte" nicht immer entgangen. — Der Aufsatz von Gumbel zu diesem Thema ist unbrauchbar.

[3]) Einleitung zu: Der Mythus von Orient und Occident. Eine Metaphysik der alten Welt. (Aus den Werken von J. J. Bachofen.)

auf den Gegensatz der „ästhetischen Romantik" von Jena und der „religiösen Romantik" von Heidelberg hingewiesen hat. Es ist wohl kaum ein zweiter Begriff in der Literaturgeschichte der Gewinnung vertiefterer Erkenntnisse so hinderlich gewesen wie der alte Begriff „Romantik", vor allem, nachdem Ricarda Huch durch die Wertverteilung ihres Buches der Heidelberger Gruppe und mit ihr schließlich auch einem Grimm, Uhland und Kerner die Signatur „Verfall" verliehen hatte.

Baeumler hat nachgewiesen, daß Ricarda Huchs Annahme, in Jena sei der Höhepunkt erreicht gewesen, in Heidelberg dagegen beginne der Verfall, gerade umgekehrt werden muß. Ich hoffe nun, daß es mir gelungen ist, in meiner Darstellung klar genug zu erhärten, daß die Tübinger Bewegung ebenso wie die Heidelberger auch nicht Verfall, sondern Beginn eines Neuen, Lebentragenden und Fruchtbringenden ist. Es ist freilich, wie sich zeigen wird, keine heroische Welt, die in Tübingen begründet wird, aber sie ist im Kern gesund und darf nicht um der Aufrechterhaltung einer Begriffsbestimmung willen der Romantik von Jena zugeordnet werden.

Aus einer tiefen Abneigung gegen jede statische Einheiten schaffende Wissenschaftsbetrachtung ist der innere Aufbau dieser Arbeit erwachsen. Sie sollte nicht die „Romantik" von Jena, die „Romantik" von Heidelberg und die Welt unserer Schwaben als feste Blöcke nebeneinander stellen. Es ging im Gegenteil darum, auch in der Durchführung der Arbeit jenem grundsätzlichen historischen Gesetz gerecht zu werden, das besagt, daß alles, was an irgend einer Stelle wächst und reift, nur in ewiger Auseinandersetzung mit Fremdem zur eigenen Reife gelangt.

Die Darstellung geht von einer Betrachtung der Jugend Uhlands und Kerners aus und versucht hier, die noch zarten Wurzeln des Werks der beiden Schwaben bloßzulegen. Im zweiten Kapitel soll ihre Eigenart am Vergleich mit der Jenenser und der Heidelberger Bewegung deutlich werden, ihre Welt gleichsam von außen her abgegrenzt werden. Das dritte Kapitel wählt den umgekehrten Weg und stellt Uhland und Kerner aus dem Blickwinkel ihres eigenen Schwerpunkts dar, während das Schlußkapitel die Aufgabe einer Zusammenfassung der gewonnenen Ergebnisse übernimmt und dem Werk Uhlands und Kerners seine Stellung im Rahmen einer deutschen Volksgeschichte anweist.

---

2. Abschnitt: „Von Winckelmann zu Bachofen" S. LXXXIX—CLXXXIX. — Neudruck in „Studien zur deutschen Geistesgeschichte", Berlin 1937, S. 99—219.

I. Kapitel

Die Jugend Kerners und Uhlands

Ehe wir an die Betrachtung der Jugenderlebnisse Uhlands und Kerners gehen, sei in einem kurzen Überblick die Lage Schwabens im Ausgang des 18. Jahrhunderts gezeichnet.

Die Schwaben hatten sich bis ins 18. Jahrhundert eine feste stammliche Geschlossenheit bewahrt. Diese wurde durch zwei Umstände wesentlich begünstigt: Einmal bildete das Land seit 1534 eine abgeschlossene protestantisch-pietistische Insel mitten im katholischen Süddeutschland. Zum andern hatte sich hier dank der besonderen Schulverhältnisse — seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts besaß fast jedes Dorf seine eigene Schule — niemals die Aufspaltung des Volks in Gebildete und Ungebildete ausprägen können, die sich im 18. Jahrhundert im übrigen Deutschland so entschieden durchgesetzt hatte, daß die alten völkischen Einheiten vor ihr völlig verschwanden.

Unter diesen Verhältnissen konnte Schwaben auch dem Eindringen westlicher Ideen im 18. Jahrhundert außerordentlich stark widerstehen. Der Einfluß des Jahres 1789 war aber umso stärker. Man begeisterte sich zunächst nicht für die Ideen, für die geistige Welt, die hinter der Revolution stand, sondern bewunderte diese als Tat, verherrlichte sie, weil man in ihr höchste Erfüllung des Patriotismus sah, zu dem sich eine ganze Nation geschlossen bekannt hatte. Die patriotischen Schwaben feierten eine, wie sie meinten, ihnen verwandte Gesinnung[4]).

Typisch schwäbisch ist diese Art, wie man sich darüber freut, daß die Franzosen, deren schlechte Eigenschaften in Deutschland bisher nur zu sehr nachgeahmt worden waren, sich nun in wahrhaft großartiger Weise zum Patriotismus zu bekehren schienen, für den die Schwaben selbst so begeistert waren. Gerade daß aus Vorbildern zum Schlechten so überraschend Vorbilder

---

[4]) z. B. Schubart in seiner Vaterländischen Chronik, 1789, Vgl. Stern, S. 9 f.; Wohlwill, S. 21 ff.

zum Guten geworden waren, erfüllte mit frohem Optimismus. Erst auf dem Boden dieses Optimismus und der Tatbegeisterung hielten dann in breiterem Maße die Ideen der Revolution ihren Einzug.

Hellste Begeisterung herrschte im Tübinger Stift, es war ein glühender Rausch, in den die philosophisch geschulten Studenten verfielen[5]). Der französische Freiheitsbaum wurde aufgerichtet, Schelling geriet in den begründeten Verdacht, die Marseillaise übersetzt zu haben, Hegel zeichnete sich durch Reden in jacobinischem Stil aus, Hölderlinsche Hymnen besangen die Parole von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Derselbe Geist herrschte in der Stuttgarter Karlsschule, und von hier aus liefen feste Verbindungen nach Straßburg, das für die Ausbreitung der Revolutionsideen nach Osten eine wichtige Rolle in der damaligen Zeit spielte.

Die Revolution wurde geradezu mystifiziert. Einzelne gingen so weit, in ihr einen Kampf zwischen Licht und Finsternis zu sehen, und von ihm die Vernichtung aller Sklaverei, Willkür und Geistesknechtschaft zu erwarten[6]).

Umso furchtbarer wurde der Rückschlag und der Zusammenbruch dieser Ideologie, der mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. begann. Die Schwaben sahen, mehr oder weniger bewußt, in ihrem patriarchalischen Staat immer etwas wie eine große schwäbische Familie. Die innerstaatlichen Streitigkeiten, an denen das Württemberg des 18. Jahrhunderts reich war, erscheinen letzten Endes immer als eine Art Familienzwist. Es ist bezeichnend für die Art und Weise, in der die Schwaben aus schwäbischen Voraussetzungen die Revolution gesehen hatten, daß der Zusammenbruch der Glorifikation durch den Königsmord ausgelöst wurde.

Endgültig brach die alte Stellungnahme zur Revolution im Verlauf der Koalitionskriege zusammen. Hatte man aus Vaterlandsliebe für die Franzosen geschwärmt, so wurde man bitter enttäuscht, als diese jetzt als Feinde deutsches Land verwüsteten. Auch die Vaterlandsliebe der Schwaben war aber in diesen Jahren unsicher geworden, sie war bei nur zu vielen durch die Ideen der Revolution unterdrückt worden.

---

[5]) vgl. Betzendörfer, S. 111 ff.

[6]) J. v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und meiner Zeit, Tübingen 1840. Vgl. Wohlwill, S. 31.

Eschenmayer schreibt, allerdings viel später: „Lange wogte der Kampf des Guten mit dem Bösen, der Girondisten mit der Bergpartei. Diese gewann es ... So wurde aus dem Ideal der Republik das Scheusal des Terrorismus geboren und das Marmorbild der Freiheit verwandelte sich in ein Medusenhaupt." (Mayer, II, 221).

Die geistige und politische Zerrüttung wuchs ins Grenzenlose. Schwaben geriet in einen Zustand völliger Zersetzung. Es zeigt sich das typische Bild einer starken gegensätzlichen Einflüssen führerlos anheimgegebenen Gemeinschaft. Die Revolution hatte die alten Ordnungen fragwürdig gemacht, dafür keine neuen bedingungslos anzunehmenden geschaffen. Die Vaterlandsliebe war problematisch geworden, da man argwöhnte, dadurch vor den Wagen des Despotismus gegen die Freiheit gespannt zu werden.

Durch den Zusammenbruch der Revolution waren aber gleichzeitig dem Rationalismus, dem Glauben an die Allmacht der Vernunft, die Schwingen gebrochen. Die Aufklärung hat ihren Gipfel und zugleich Mittelpunkt in der Philosophie. Die Revolution erschien den meisten als Sieg der Philosophie, der Vernunft, der Theorie über die den Regeln der Vernunft nicht gemäße politische Wirklichkeit. Mit dem Zusammenbruch der Revolution und damit, daß als ihr Erbe Napoleon, der Tyrann und Despot auftrat, hatte die Aufklärung ihren Charakter einer lebendigen Macht eingebüßt. Die Revolution war die praktische Bewährungsprobe der Aufklärung, ihre extremste Ausprägung, in der der Panzer, den sie um alles aus volksmäßiger Glaubenswelt stammende gezogen hatte, am engsten zusammengeschnürt war. Als er nun barst, hatte das zur Folge, daß das übermäßig Zusammengepreßte nun mit um so gewaltigerer Kraft hervorschoß.

Wenn wir das Bild betrachten, das Schwaben während des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts bietet, so haben wir unbedingt den Eindruck einer zertrümmerten Welt, die neu aufgerichtet werden mußte.

In diese Jahre fällt die Kindheit und erste Jugend Justinus Kerners und Ludwig Uhlands.

Das ist das Entscheidende für ihr ganzes Leben.

Die Generation der um 1787 Geborenen mußte eine Sonderstellung einnehmen. Sie wuchsen nicht in eine feste Welt hinein, mit der sie sich kraft ihrer Anlagen auseinandersetzen konnten, sondern wuchsen in eine Welt, in der sie sich zunächst einen festen Punkt erst selbst schaffen müßten. Sie mußten sich erst verwurzeln.

Hier liegen die Voraussetzungen für den tiefen Unterschied zwischen der Generation von 1770, der die Jenenser Romantiker angehören, und der der beiden Schwaben.

In Justinus Kerner hatte sich eine ausgesprochene Franzosenfeindschaft festgesetzt. Er hatte mittelbar durch

seinen 1770 geborenen Bruder Georg die Ereignisse der Revolutionszeit in Paris miterlebt.

Georg Kerner hatte noch als Zögling der Karlsschule 1790 Straßburg mehrmals besucht und dann gegen den Willen des Vaters 1791 in Straßburg das Studium der Medizin begonnen. Ein Jahr darauf ging er nach Paris als begeisterter Jakobiner, um später deren überzeugtester Hasser zu werden. Seine abenteuerlichen Schicksale inmitten der fortschreitenden inneren Zersetzung in Paris prägten sich, wie Justinus Kerner erzählt, der Phantasie des jüngeren Bruders in bunten Farben ein[7]).

In seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" berichtet Kerner die Erlebnisse des Bruders während der Revolutionszeit mit genauerster Ausführlichkeit. Vor die Schilderung seiner eigenen Kinderjahre stellt er ganz bewußt die Darstellung der Lebensereignisse seiner älteren Brüder „aus den Jahren neunzig und etlich und neunzig".

Auch aus den Studienjahren, die sein zweitältester Bruder Louis am Tübinger Stift verbrachte, wird dessen Begeisterung für die Revolution geschildert, mit der er „am schlüpfrigen Freiheitsbaume der neunziger Jahre hinauf wollte"[8]).

Die oben charakterisierte allgemeine Situation während der neunziger Jahre in Schwaben wirkte auch auf die Erziehungsmethoden im Kernerschen Hause ein. Bezeichnend ist es, wenn Justinus erzählt, daß er in seinen ersten Schuljahren wenig lernte, und dann fortfährt: „Mein Vater wußte das wohl, aber seine Strenge schien sich an meinen Brüdern gebrochen zu haben, er übte gegen mich keine mehr . . ."[9]). Alles Lernen war für ihn in frühester Jugend sehr schwer und „immer überwog das Gemütsleben das Intellektuelle" in ihm[10]). Je weniger Autorität der Verstand in dieser Zeit besaß, umso freier konnte sich die dem Kinde angeborene Neigung zu einem Leben und einer Lebensansicht aus dem Gemüt heraus auswirken.

Dem kam auch die Übersiedlung der Eltern aus dem Residenzstädtchen Ludwigsburg nach Maulbronn zugute. Hier erwachte in Justinus die Liebe zur N a t u r, zunächst eine echte kindliche Freude an all den Erscheinungen um ihn. Aus der unverbildeten Freude der Betrachtung erwuchs ihm bald eine beträchtliche Beobachtungsgabe. Die

---

[7]) WW II, 72.
[8]) WW II, 72.
[9]) WW II, 85.
[10]) WW II, 84.

Phantasie des Kindes fand hier eine unerschöpfliche Fülle von Wundern. Aus der Freude an der Natur und der Beobachtung entwickeln sich bald Ansätze eines ersten forscherlichen Triebes[11]).

In den bei Nacht unheimlichen Kreuzgängen des alten Klosters Maulbronn hatte Justinus seine ersten Erlebnisse mit Geistern, an deren Existenz er fest glaubte, ja, die für ihn von vornherein einen Teil der Natur ausmachten. Er schreibt: „. . . mein naturforscherischer Trieb, der früh in mir auftauchte, ließ mich schon da genauere Erforschung wünschen"[12]). Hier erhellt sich für uns die Grundlage des Verständnisses von Kerners Naturauffassung in deren Ausgangspunkt, dem geglaubten Wunder, entsprungen aus der Freude des Beobachtenden.

Hier sind Keime der Art von Naturwissenschaft, die der spätere Kerner betreibt. Nicht von außerhalb der Natur liegenden Voraussetzungen geht er an die Natur als an ein systematisch zu erforschendes Objekt, sondern die Natur selbst liefert die Methode, die Voraussetzung des Forschens.

Hatte er einst die „Ameisenlöwen in ihren Sandgruben" beobachtet, die „dicken unbehülflichen, wanzenähnlichen Geschöpfe, die sich in leichte, schlanke Sylphiden verwandeln", so wünschte er „auch der geistigen und leiblichen Verwandlung dieser Äbte und Mönche in ihren Gräbern nachforschen zu können . . . Aber durch Behauptungen und Vorurteile anderer ließ ich mich nie abschrecken; ich hörte ihre Beweise und Dafürhalten an, folgte aber, hielten sie mich nicht im Stich, meinem eigenen Scharfsinne und einem Ahnungsvermögen, das die Natur schon frühe in mein Innerstes gelegt hatte"[13]).

Nur die lebende Natur in ihrem Werden und Vergehen geht ihn an, richtet sich an ihn. „Käfer und Schmetterlinge fing ich nie zu toten Sammlungen; sie waren mir nur ihrer Verwandlungen wegen merkwürdig. Diese beobachtete ich genau, wodurch schon früh mir die Ahnung wurde, daß, wie zwischen der Raupe und dem Schmetterling noch ein Mittelzustand, der der Puppe liegt, dieses auch bei den Menschen nach dem Tode der Fall sein

---

[11]) Seinen „Eifer, die Natur zu erforschen, unterstützte mancher dieser Freunde von gesetzterem Alter. Ich lernte welche kennen, die sich mit Botanik, mit Physik beschäftigten, ich schloß mich an solche mit großer Liebe an, und sie eröffneten meinem Forschungsgeiste neue Felder." (WW II, 129.)

[12]) WW II, 123.

[13]) WW II, 123.

werde[14]). Aus dieser Naturanschauung ging hauptsächlich der später von mir verteidigte Glaube eines Mittelreichs hervor, eines Zustandes, in dem der Mensch, sich selbst anheimgestellt, wie die Raupe die Flügel zum Schmetterling, die Flügel einer höheren Psyche erst entwickelt und zu solcher reif wird. Aber auch das Unerbittliche (ich möchte sagen, die Grausamkeit) der Natur lernte ich früh mit Trauer erkennen . . ."[15]).

Hier werden die Wurzeln dessen klar ersichtlich, was gegenüber dem Jahrhundert der Aufklärung als grundsätzlich Neues das Leben Kerners bestimmt. Er wächst nicht in eine vorhandene Lebensordnung hinein, keine ihn umfangende Erziehung nimmt ihn auf, er mußte seine Existenz selbst verwurzeln und fand Bindungen in der lebenden Natur. Sein Weg zur Natur ist ein religiöser, mit seinem Glaubenkönnen kam er zu ihr.

Seine, den Ordnungen, dem Wertgefüge der Natur gegenüber passive Einstellung liegt, über das eben Entwickelte hinaus, ganz wesentlich in seinen Anlagen von vornherein begründet. Nachgeborenen Kindern (sein ältester Bruder ist 16 Jahre älter als er) eignet oftmals eine gewisse passive Einstellung zum Leben. Die Formen seiner Phantasie und seines Denkens sind außerdem in stärkstem Maße rassisch bestimmt. Der vorwiegend ostische Mensch neigt einerseits zu Mystizismus, anderer-

---

[14]) Auch für Lavater war das Bild der Puppe, aus der der Schmetterling ausschlüpft, von Wichtigkeit, um eine sinnlich greifbare Vorstellung vom Vorgang des Sterbens und dem Übergang der Seele ins Jenseits zu schaffen (Aussichten in die Ewigkeit (Zürich 1768—1778) I, 164. — Er hat das Bild nach eigener Angabe von Leibniz und Bonnet übernommen. (Aussichten I, 159, 163.)).

Herder verwendet das Bild ebenfalls. Im V. Kapitel des 5. Buches der Ideen zeigt er, daß „unsere Humanität . . . nur . . . die Knospe zu einer zukünftigen Blume" in jener Welt ist. Er versinnbildlicht die Verwandlung durch den Tod durch ähnliche Vervollkommnungen „in den niedrigen Reichen der Natur" und verweist dabei auf den Schmetterling als „ein bekanntes Sinnbild". (Suphan XIII, 189 ff.) In gleicher Weise verwendet G. H. Schubert die Verwandlung der groben, unregsamen Raupe zur „geflügelten Psyche" als Sinnbild für seine Lehre der immer neuen Wandlungen, in denen die Vervollkommnung der Stoffe fortschreitet. (Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens (1806) I, 51 — vgl. Merkel, S. 80 f.).

Alle diese Zeugen kommen von einer grundsätzlich anderen Seite als Kerner. Sie verwenden die Verwandlung als nachträgliche versinnlichende Übersetzung eines vorher Gewußten oder Geglaubten. Bei Kerner dagegen ist das Erlebnis des Naturvorganges das Ursprüngliche, das Analogieverhältnis ist umgekehrt gerichtet. Damit sei hier schon auf Folgerungen aus dem neuen Naturbewußtsein hingewiesen, das Kerners Ausgangspunkt ist, und das er in die Dichtung einführte.

[15]) WW II, 156 f.

seits dazu, sich eher dem dunklen Lebensprozeß unterzuordnen, als diesen aktiv, gestalterisch zu ergreifen.

Doch diese allgemeinste Voraussetzung genügt nicht allein zum Verständnis des Kernerschen Lebens.

Die Welt des 18. Jahrhunderts hatte keine entscheidende Macht mehr auf die Erziehung des Jungen, an ihrer Statt stand die wirkende Kraft der Natur. Bezeichnend sind seine Worte: „Mein Unterricht wurde, da die Aufsicht des Vaters fehlte, wieder lässiger betrieben, und ich fiel wieder mehr der Natur anheim. Damals aber legte sie ihre Sehnsucht, ihre Wehmut in mich, und mit ihnen die Poesie"[16]).

Alles Abstrakte war nicht Sache des Knaben, und so war und blieb er „für die Mathematik durchaus vernagelt"[17]).

Die in Maulbronn gewonnenen Naturanschauungen erweisen sich bald als seine gesamte Vorstellungswelt bestimmend. Er erzählt, daß während der späteren Schulzeit (1796), als er an die römischen Dichter kam, in ihm auch die Poesie immer mehr erwachte, und zwar „namentlich an Ovids Verwandlungen[18]).

Von seiner Konfirmation berichtet er, daß er damals noch gar kein Christ, aber dennoch nicht ohne Glauben war. „Ich glaubte an keine Vernichtung nach dem Tode, sondern an eine pythagoräische Seelenwanderung, die sich mir auch auf die Tiere, die ich so sehr liebte, erstreckte. Meine Beobachtung der Verwandlung der Insekten und das Lesen der Schriften dieser alten Philosophen brachten mich darauf"[19]).

In den beiden zuletzt hervorgehobenen Zügen, seinem Verhältnis zur antiken Dichtung und zur Religion, finden wir bereits die außerordentliche Gradlinigkeit der Entwicklung Kerners angedeutet. Aus den mannigfachen Einflüssen der Mitwelt nimmt er nur das an, was er an das ursprüngliche religiöse Naturerlebnis ankristallisieren kann. Wir werden diesen Zug durch sein ganzes Leben verfolgen können: sein Lebenswerk bekommt hierdurch den eigentümlichen Charakter. Im Zusammenbruch der Aufklärung ist eine jenem 18. Jahrhundert nicht mehr verpflichtete Position geschaffen, von der ein gerader Weg ins neue Jahrhundert hinüberführt.

---

[16]) WW II, 184.
[17]) WW II, 204.
[18]) WW II, 203.
[19]) WW II, 215.

Einem Erlebnis seiner Jugendzeit kommt eine ganz besondere Bedeutung für seine spätere Entwicklung zu. Von einem nervösen Magenleiden, das wohl als Entwicklungskrankheit den außerordentlich rasch gewachsenen Jungen befiel, wurde er durch eine magnetische Behandlung geheilt[20]). Dieser Heilung mißt er entscheidende Bedeutung bei, sie hat ihn zutiefst aufgerührt. Die Lehre vom tierischen Magnetismus, das Gedankengut Mesmers und Gmelins, bot ihm dann wertvolles Material, seine Weltanschauungsposition weiter auszubauen. „Bei meinem damals ohnedies vorherrschenden Gemütsleben hatte jene magnetische Manipulation, so kurz sie auch war, ein magnetisches Leben in mir erweckt, das mir von dort an jene voraussagenden Träume und Ahnungen gab, und in mir später selbst eine Vorliebe für die Erscheinungen des Nachtlebens der Natur, für Magnetismus und Pneumatologie schuf"[21]).

Auch dies ist bezeichnend und wichtig: Nicht der Einfluß einer fremden Lehre ist es, dem Kerner sich unterwirft, dem sein Geist folgt, sondern aus seiner physischen Existenz erwächst seine geistige Entwicklung, nachdem diese einmal notwendigerweise in den Vordergrund getreten war, als der Knabe gegen eine von der französischen Revolution zersetzte Welt in der physischen Natur hatte Halt suchen müssen.

Nach Überwindung mannigfacher Hindernisse gelang es ihm schließlich, die Erlaubnis zum Studium der Naturwissenschaften in Tübingen zu erwirken.

Der entscheidende Anlaß zum Studium kam für ihn aus dem Schicksal des Bruders Georg, der nach dem endgültigen Zusammenbruch aller Hoffnungen, die er auf die französischen Revolution gesetzt hatte, sich als praktischer Arzt in Hamburg niederließ[22]). Es machte einen entscheidenden Eindruck auf Justinus, daß der Bruder nach dem Zusammenbruch „den Anker noch einmal nach der Naturwissenschaft ... auswarf"[23]). Das gab seinem Glauben an die Naturwissenschaft neue Sicherheit, deren er auch durchaus bedurfte. Denn zwischen seinem, wie wir es nennen können, religiösen Verhältnis zur Natur und der Naturwissenschaft war doch eine weite Kluft. Justinus hat das selbst gefühlt.

---

[20]) WW II, 168 ff.
[21]) WW II, 175.
[22]) „Wie die Franzosen ihre Freiheit aufgaben, die Republik sich in die absolute Herrschaft verwandelte, gab er mit betrübtem Herzen das sich selbst aufgebende Volk auf." (WW II, 263.)
[23]) WW II, 272.

Er erzählt uns, daß er, auf der Wanderung nach Tübingen nachts vor der Stadt angekommen, sich zum Schlaf niederlegte und träumte: „Es träumte mir, ich sitze zwischen einem Berge von Kompendien und Manuskripten in einem einsamen Stübchen, dessen einziges Fensterlein gegen eine Waldwiese sah. Ermüdet von vielem Lesen heftete ich endlich meine Augen von den Büchern nach dem Grünen der Waldwiese; und da sah ich, daß aus dem Walde über die Wiese her ein Hirsch mit Storchfüßen schritt, der kam wie durch die Luft meinem Fensterlein immer näher, und endlich stand er zu meinem Schrecken vor mir im Stübchen und befahl mir in den unverschämtesten, höhnendsten Ausdrücken: weil ich ein so emsiger Studiosus sei, ihn, der bisher vergessen worden, nach Linné in eine Klasse zu stellen. Den beängstigenden Presser an der Seite durchblätterte ich alle meine Kompendien und Manuskripte; aber ich konnte von diesem Ungetüme nichts geschrieben finden, ihm keinen Namen anweisen, und ich erwachte im Schweiße meines Angesichtes. Dieser damalige Traum, ein wahrhaft magnetischer, voraussehender, welcher keine Dichtung, sondern völlige Wahrheit ist (den ich aber in einer Dichtung „die Heimatlosen" benutzte), wiederholte sich mir sehr oft in nächtlichen Träumen während meines Studiums in Tübingen; der Hirsch gab mir ganz das Gefühl eines Examinators, wobei er das Gesicht bald eines Professors, bald eines fleißigen Studiosi annahm. Es war mir dieser Traum immer sehr widrig, aber bezeichnend für das ängstliche Studium der Meinungen und Systeme, in das ich nun eingeführt wurde, und das mir so oft ganz außer dem Bereiche der Natur zu liegen schien"[24]).

Er, der so ganz „unintellektuelle" Mensch ist sein ganzes Leben nicht mit dem Zwiespalt zwischen Naturglauben und Wissenschaft fertig geworden. Trotz aller seiner entgegengesetzten Beteuerungen hat er beides nie auseinanderhalten können und ist im wissenschaftlichen Arbeiten immer wieder dem Glauben verfallen.

Daß er, ganz allgemein zum Studium der Naturwissenschaften entschlossen, dann das besondere Gebiet der Medizin wählte, geschah, nachdem ihm in der Nacht vor Tübingen beim Erwachen der Wind ein Rezeptblatt zuwehte, das er als Zeichen für seinen zukünftigen Beruf nahm, dessen Studium er nun im Herbst 1804 begann.

Wenn Kerners Entwicklung bis zum Beginn seines Studiums bis ins Einzelne verfolgt werden kann, so verdanken wir das der reichen Materialfülle, die sein „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" uns bietet. Für Uhlands Jugend ist das entsprechende Material weit karger.

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß seine erste Jugend im wesentlichen unter denselben Gesetzen wie die Kerners steht.

Auch Ludwig Uhland genoß keine starre Erziehung. Seine Kinderzeit im Elternhaus verlief zwar ruhiger als die Kerners, es fehlte ein derart starkes unmittelbares Einwirken der Zeitereignisse wie im anderen Falle durch

---

[24]) WW II, 276 f.

die Erlebnisse der älteren Brüder. Aber auch hier haben wir ein ähnliches Bild, vor allem im Verhältnis des Vaters Uhland zu dem Jungen. In allen uns überkommenen Zeugnissen zeigt es sich, daß der Vater seinem Sohn eigentlich niemals aus väterlicher Autorität gegenübertrat, sondern daß seine Erziehung viel mehr in Ratschlägen und Empfehlungen bestand.

Das Elternhaus wirkt wie ein fester, sicherer Hort aus alter Zeit mitten im Durcheinander der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, in denen Tübingen viel während der Koalitionskriege zu leiden hatte. Mehrmals befand sich die kleine Stadt inmitten des Operationsgebietes der feindlichen Heere, und die Bewohner bekamen ausnahmslos die Schrecken des Krieges zu spüren. So, wie Uhlands Vater kein strenger Erzieher war, geleitete auch die Schule den Knaben nicht in eine festgefügte Bildungswelt hinein. Er war in diesem Lebensabschnitt ebenfalls in seinem entscheidenden Wachstum sich selbst überlassen und mußte sich letzten Endes selbst zurechtfinden. Das prägt sich für sein ganzes Leben in ihm entschieden aus. Wie er sich von früher Jugend an seine Position hatte selbst aufbauen müssen, verlangt er das auch später immer von jedem anderen und zieht gegen alle Menschen mit erborgten Weltanschauungen ebenso scharf ins Feld wie gegen die, die ihn oder seinen Freund Kerner als maßgeblich abhängig von fremdem Muster bezeichneten.

Sein früher Anschauungskreis ist gewiß in kaum einem Punkt neue Erfindung, es ist das alles in der schwäbischen Tradition im 18. Jahrhundert schon einmal dagewesen, und doch wird hier im Ganzen etwas Neues. Das Entscheidende dabei ist, wie bei Kerner, das Verwurzelungsbedürfnis. Die Landschaft von Tübingen, das Neckartal und das weite ebene Land mit seinen Feldern und Wiesen und dem Wald, den Albbergen mit ihren zerfallenen Ruinen, nimmt ihn auf. Dieses Land, in dem der Knabe erwuchs, ist auch die Landschaft seiner späteren Dichtungen[25]). Für keinen der Schwaben, die vor ihm diese Natur besangen, hat sie die unmittelbare Bedeutung wie für ihn.

Die Flucht des Knaben zu den Burgruinen, den späten Zeugen einer herrlichen Zeit Schwabens, war ebenfalls durch eine starke und tiefverwurzelte Tradition vorbereitet; denn auch im Jahrhundert der Aufklärung zeichnet sich der schwäbische Volksstamm durch eine besonders tiefe Liebe

[25]) Ganz entsprechend gilt für Kerner, daß sein Mittelalterbild stofflich niemals andere Züge enthielt als die, durch die das Mittelalter in Maulbronn ihm lebendig nahetrat. (vgl. WW II, 107 ff.)

zur Heimat aus und lebt — wie kaum ein anderer deutscher Stamm — im Bewußtsein innigsten und unmittelbarsten Zusammenhanges mit der Vergangenheit. Eine Art patriotische Erneuerungsbewegung, stark Klopstocksche Anregungen aufnehmend[26]), hatte sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts des großen Mittelalters Schwabens und seiner Zeugnisse bedient, um „das All- und Nichtsumspannen der herzlosen Kosmopoliten"[27]) zu bekämpfen. Diese Bewegung ist an die Namen Thill (der z. B. auf Hölderlin Einfluß gehabt hat), G. D. Hartmann, Gotthold Stäudlin und Schubart geknüpft[28]). Hier war aber doch eine Vorzeitbegeisterung literarischer Art wirksam gewesen, die Betonung des Mittelalters nur Mittel, und als der Zweck sich wandelte, Schubart sich begeistert der französischen Revolution zuwandte, war die Liebe zum Mittelalter rasch verflogen.

Davon setzt sich Uhlands Haltung scharf ab. Der Knabe findet jugendlich zweckfrei zum Mittelalter. Seine Stellung zur Vorzeit entwickelt sich in ganz ähnlicher Weise wie die Kerners zur Natur.

Beide waren nicht in erster Linie — wie sie es nennen — intellektuell, abstrakt veranlagt; aufschlußreich ist die Weise, wie Uhland sich seine lateinischen Vokabeln einzuprägen versuchte, „nämlich durch nebengesetzte Rötel- oder Schwarzstiftzeichnungen"[29]). Wir denken dabei daran, daß Kerner besonders hervorhebt: Man hat es mir als Kind lange nicht begreiflich machen können, „was rechts und links sei", bis man mir, „um es mir recht ins Gedächtnis zu prägen, von meinen Spielsachen ein Dächlein auf den rechten Arm und ein Häuschen auf den linken band . . ."[30]).

Die Freude am Schauen band Uhland an die Natur und die Denkmale der Vorzeit. Der schwärmerische Jüngling fand nicht die starke Hand, die ihn fest führte, und so mußte er sich zu den alten Burgruinen mit ihrem geheimen Zauber, der so weite Entfaltung der jugendlichen Phantasie ermöglichte, in eben demselben Maße hingezogen fühlen wie zu den Sagen[31]). Saxo Grammaticus und das Walthari-

[26]) vgl. Thiemann, S. 58 ff.
[27]) Schubart, Deutsche Chronik, 30. Dezember 1776, S. 832.
[28]) vgl. Wohlwill, S. 16 ff.; Mayne, S. 26 ff.
[29]) Schneider, S. 15.
[30]) WW II, 83.
[31]) Schon im Mittelpunkt seiner Kinderspiele hatte die abenteuerliche Welt des Rittertums gestanden (vgl. Schöll, S. 360 f.). Und seine Jugendentwicklung fügte sich so glücklich, daß die ersten Erlebnisse des empfänglichen Kindes sich gleichsam selbst organisch auswuchsen, daß auf den von ihnen fruchtbar gemachten Boden die Eindrücke fielen, die den Jüngling trafen.

lied wurden entscheidend für ihn. Hier fand er die seinem Wesen gemäße Welt, zu der er sich damals gläubig bekennen konnte, und die bis ins Alter seine Welt bleiben sollte.

Aus dem Saxo „entkeimte meine Vorliebe für die nordischen Mythen"[32]). Das Lied von Walter und Hildegund „hat in mich eingeschlagen. Was die klassischen Dichtwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Fantasie beschäftigte und ansprach"[33]). Hier stehen wir am entscheidenden Punkt: Uhland hatte seine Heimat gefunden, den festen Punkt; und sein ferneres Lebenswerk erscheint, dem Kernerschen entsprechend, letzten Endes als eine Kristallisation um diesen Punkt. Auch Ossian war ihm, dem schwermütigen Jüngling, verwandt und konnte ihm damals Vertiefung gewähren.

Eines ist aus dieser Frühzeit besonders bemerkenswert: mit einer auffälligen Sicherheit hat sich der junge Uhland durch die mannigfachen und ganz verschiedenen Anregungen durchgefunden. Das, was ihn anging, hat er, ohne ästhetisch wählerisch zu sein, aufgenommen und sich daraus eine eigene Welt gebaut. Mit der Unmittelbarkeit des jungen Menschen hat er aus einem tiefen Glauben heraus sich an ein „Mittelalter" angeschlossen, die Wirklichkeit sich selbst errichtet, in der er Wurzeln fassen konnte.

Es ist ganz selbstverständlich, daß der halbe Knabe, der Anlehnung sucht, diese nicht in abstrakten Gebilden finden kann, sondern daß es ihn vielmehr ganz natürlicherweise danach verlangen muß, sich an Wirklichkeiten halten zu können. Die Wirklichkeit bedeutete für ihn das Bild des Rittertums, das er sich aus Saxo und Wächters Sagenhelden in die Tübinger Landschaft hinein gebaut hatte.

Für dieses Bild schwärmt er in den frühen Gedichten, die freilich noch kaum künstlerische Reife zeigen. Formal

---

[32]) Leben, S. 19.

[33]) Leben, S. 20. — Es war ein glücklicher Umstand, daß Uhland dann auf der Universität in dem klassischen Philologen Seybold einen Lehrer fand, der im Homerkolleg mittelalterliche deutsche Dichtung in Vergleichen heranzuziehen pflegte. Das war immerhin ungewöhnlich für eine Zeit, als Voß noch meinte, die Nibelungen neben Homer stellen, hieße „einen Saustall einem Palast vergleichen". (Zit. nach Benz, Romantik, S. 303.)

sind diese ersten Versuche in weitestem Maße von fremden Vorbildern abhängig, denen der angehende Dichter beinahe sorglos folgt. Das ist nur zu leicht verständlich, wenn man daran denkt, daß ihm in dieser Zeit die ästhetische Seite des Dichtens nichts bedeutete gegenüber der rein menschlichen Begeisterung für die Inhalte, die ihm alles bedeuteten[34]).

[34]) Der „Einfluß" Klopstocks auf Uhlands Jugendgedichte wird in seiner Wichtigkeit durchaus überbetont bei Maync, S. 17 ff. und Tiemann, S. 216 ff. Die Formulierung Mayncs: „Uhland läßt sich noch beeinflussen von dem, was ihm durch Zufall äußerlich nahe tritt" (S. 16), ist unbegründet, wie wohl durch unsere obigen Ausführungen nachgewiesen ist. Sie hat unheilvoll genug gewirkt. Festzustellen ist, daß der Einfluß Klopstocks in keiner Weise das innere Wachstum Uhlands maßgeblich bestimmt hat.

II. Kapitel

Kerner, Uhland und die Romantik

An der Universität Tübingen bildete sich sehr schnell ein größerer studentischer Freundeskreis, in dem Uhland und Kerner sich am engsten zusammenschlossen. Karl Mayer, Heinrich Köstlin und der erst später hinzutretende Gustav Schwab sind die Namen der anderen aus diesem Kreis, die am meisten bekannt geworden sind.

Die Tübinger Studienjahre sind gewiß die für den Betrachter Uhlands und Kerners reizvollste Zeit, sie bezeichnen die Blüte der sogenannten „Tübinger Romantik"[35]). Die Frage nach dem Wesen dieser „Tübinger Romantik" soll uns im folgenden beschäftigen.

Wir haben erkannt, was Uhland und Kerner in diese Lebensepoche mitbrachten, und sehen nun, daß die Universitätsjahre keinem von ihnen etwas völlig Neues gaben. Was für sie vorher im Mittelpunkt gestanden hatte, blieb auch in den folgenden Jahren das Entscheidende, und sie blieben letztlich dem alten Standpunkt treu und erschlossen sich von ihm die Welt in reicher Fülle. Das immer Gleichbleibende hinter der Aufnahme der großen Menge neuer Eindrücke ist, daß keiner dieser Eindrücke einen Bruch im Leben der beiden bewirkte, daß sie das blieben, was sie waren, und immer nur Neues nach eigener Wahl aufnahmen.

Sie wurden beide reif in der steten Auseinandersetzung mit Fremdem. Gerade in der Auseinandersetzung, im Kampf fanden sie immer stärker zu sich selbst.

Recht sinnfällig zeigt sich das in der Einwirkung Goethes auf Uhland[36]).

Ein Cottascher Almanach aus dem Jahre 1804 hatte Lieder Goethes in Schwaben bekannt gemacht, und gerade der schlichte Ton dieser Gedichte übte auf Uhland den allerstärksten Eindruck aus; derart, daß das Beispiel, das Goethe ihm hier bot, es ihm leichter machte, das aus-

[35]) vgl. Schneider, Uhland, S. 65 ff.
[36]) vgl. Schneider, S. 48 f.

gewachsene Gewand erster Jünglingsschwärmerei abzuwerfen[37]). Es bedeutete ein großes Glück für ihn, den Achtzehnjährigen, daß ihm im rechten Augenblick, als seine ästhetische Selbstbesinnung erfolgen mußte, diese Hilfe zuteil wurde. Dieser Vorgang ist Uhland in seiner ganzen Tragweite wohl nie voll bewußt geworden. Dennoch hat er seine Bedeutung verspürt; noch sehr viel später erklärte er, Goethe sei der einzige Dichter gewesen, der nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt habe[38]).

In die ersten Tübinger Jahre fällt Uhlands und Kerners Bekanntschaft mit der Frühromantik. Ein Ereignis von entscheidender und doch oft in ihrem Wesen nicht richtig erkannter Tragweite. Denn das Verhältnis Uhlands und Kerners zur Jenenser Gruppe birgt den Schlüssel zum Verständnis der „Tübinger Romantik", ihrer Werte und ihrer Bedeutung.

Weder Uhland noch Kerner sind Nachahmer der Brüder Schlegel, Tiecks oder des Novalis geworden[39]). Es war vielmehr so, daß sie in den Jenensern Geistesverwandte sahen, daß das Beispiel von deren Auftreten ihnen Mut zu eigenem Auftreten machte. In dem Beweußtsein, daß man selbst etwas Neues brachte und vertrat, war ein natürliches Interesse an den anderen Neuerern vorhanden.

Von großer Wichtigkeit ist hierbei auch der Umstand, daß zeitlich die Bekanntschaft der Schwaben mit den Ideen der Jenenser einerseits und mit denen der Heidelberger andererseits beinahe zusammenfällt.

* * *

Bevor wir dazu übergehen, an Einzelbeispielen die entscheidende Andersartigkeit Uhlands und Kerners gegenüber dem Jenenser Kreis aufzuzeigen, wollen wir —

---

[37]) Maync (S. 50 ff.) wird der eigentlichen Art der Beziehung zwischen Uhlandscher und Goethescher Lyrik, besonders in den Balladen, nicht gerecht. Schneider (a. a. O.) sieht den vorliegenden Sachverhalt in demselben Sinne, in dem er hier dargestellt wird.

[38]) Adolf Schöll berichtet, daß Uhland ihm erzählt habe, wie er 1828 in Stuttgart von Tieck, der dort zu einem Besuch weilte, gefragt worden sei, welche Dichter vorzugsweise auf ihn anregend und bildend gewirkt hätten, „nicht ohne Erwartung, wie ihm geschienen, hierbei von den erweckenden Eindrücken etwas zu hören, mit welchen gerade Tiecks eigene Dichtungen in Uhlands Entwicklung zum Dichter eingegriffen. Dem habe er aber nicht entsprechen können. ‚Denn', sagte Uhland, ‚wenn ich absehe von der stofflichen Anziehung der Ritterbücher und angeben soll, wer durch Form und Schwung der Poesie von starkem und hebendem Einfluß auf mich gewesen, wüßte ich außer und neben Goethe in der That niemand zu nennen'". (Schöll, S. 336).

[39]) Wackenroder haben die Schwaben kaum gekannt.

wenigstens skizzenhaft — die weltanschauliche Grundlage des Schlegelschen Kreises umreißen:

Schlagwortartig kann gesagt werden: die Frühromantik ist eine ins Übersteigerte getriebene Konsequenz des 18. Jahrhunderts als des gebildeten und ästhetischen Jahrhunderts. Die romantischen Ideen, die im Athenäum blitzen, bezeichnen keinen neuen Anfang, und die Sucht nach Originellem und Geistreichem macht diese Einfälle in tieferem Sinne unfruchtbar. Sie zeigen sich als die überreifen, pikanten letzten Früchte einer Bildungswelt, die aufgebaut wurde von Leibniz, Herder, Goethe, Winckelmann, Hemsterhuis, von Kants Kritik der Urteilskraft und Fichtes Wissenschaftslehre[40]). Gerade die Kantauffassung der Jenenser dient ihnen zur Begründung ihrer individualistischen Originalitätssucht, und sogar Fichte, der doch von Anfang an ausgesprochen sozial eingestellt ist[41]), wird von ihnen in dieser Hinsicht umgedeutet[42]). Für *Friedrich Schlegel* bildet der Begriff der Freiheit, und zwar ein bei ihm, im Gegensatz zu Fichte, stark westlerisch gefärbter Freiheitsbegriff, einen beherrschenden Antrieb. Freiheit und Willkür fallen für ihn in eins. Sein ästhetisches Ideal, „die progressive Universalpoesie"[43]), ist die allerfreieste Kunst, in der „die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich" leidet. Ein schönes, in beinahe rokokohafter Leichtigkeit tändelndes, willkürliches Spiel des Dichters mit allen Formen, die der Menschengeist jemals bildete: das ist Schlegelisch-romantische Poesie. Nur zur Hälfte aufgenommenes Fichtesches Gedankengut vom Streben nach Vollendung im Unendlichen und die Neubildungen der Schellingschen Naturphilosophie von der schöpferischen Antithetik des Unendlichen und des Endlichen, der Gedanke des produktiven Ichs und der der produzierenden Natur gaben ihm die Grundlage für seine Forderung der Progressivität der Universalpoesie.

Schlegel ist ein verspielter schwacher Abkömmling des deutschen Idealismus. Er ist Aesthetiker aus Gesinnung. Es ist bezeichnend, daß seine ästhetische Weltanschauung

---

[40]) Eine eingehende Darstellung von Friedrich Schlegels „Anschauungswelt und ihren Gesetzen", sowie vom Bildungsgang des Romantikers gibt C. Enders, Friedrich Schlegel. Die Quellen seines Wesens und Werdens, Leipzig 1913, S. 20—130.

[41]) s. August Faust, Johann Gottlieb Fichte, (Junge Wissenschaft im Osten, Bd. 2), Breslau 1938.

[42]) Einen einprägsamen Beleg für Schlegels ganz eigenmächtige Kant- und Fichteinterpretation gibt das Ath.-Fragm. 281 (Jugendschr. II, 249 f.).

[43]) Ath.-Fragm. 116 (Jugendschr. II, 220 f.).

ihren Anknüpfungspunkt an den deutschen Idealismus gleichsam in dem leeren Raum zwischen Kant, einem falsch verstandenen Fichte und Schelling, der scheinbar allen drei gemeinsam und dennoch keinem zu eigen ist, gefunden hat. Er geht weder den Fichteschen Weg noch den Weg Schellings mit und erklärt außerdem Kant für rückständig. So geschieht es, daß er über die Schwelle des Jahres 1800 nicht hinauskommt, ohne sich doch völlig zum 18. Jahrhundert zu bekennen. Aus der deutschen Begriffsphilosophie, aus einer ganz eigenmächtigen Abwandlung Fichtescher Gedanken erwächst sein Prinzip der „romantischen Ironie". So, wie die Begriffsphilosophie sich auf Reflexion gründet, wird die Reflexion zum Vater der romantischen Ironie[44]), eines seltsam entarteten Kindes.

Aus der Philosophie schließlich hatten die Jenenser Dichter den Primat der Vernunft und des Geistes übernommen. In wie weitem Maße sie das taten, zeigt für den Fall Friedrich Schlegels vielleicht am klarsten, was er zur französischen Revolution zu sagen hatte. Er nennt sie neben Wilhelms Meisters Lehrjahren und der Wissenschaftslehre 1798 im Athenäum die dritte der „größten Tendenzen des Zeitalters"[45]). Bezeichnend ist, wie hier die Revolution auf eine Stufe mit Erzeugnissen der Dichtung beziehungsweise der Philosophie gestellt wird. Sie bietet ihm im übrigen Gelegenheit, sich in Geistreicheleien zu ergehen: „Man kann die französische Revolution als größtes und merkwürdiges Phänomen der Staatengeschichte betrachten, als ein fast universelles Erdbeben, eine unermeßliche Überschwemmung in der Welt oder als ein Urbild der Revolutionen, als die Revolution schlechthin. Das sind die gewöhnlichen Gesichtspunkte. Man kann sie aber auch betrachten als den Mittelpunkt und den Gipfel des französischen Nationalcharakters, wo alle Paradoxien desselben zusammengedrängt sind; als die furchtbarste Groteske des Zeitalters, wo die tiefsinnigsten Vorurtheile und die gewaltsamsten Ahndungen desselben, in ein krauses Chaos gemischt, zu einer ungeheuren Tragikomödie der Menschheit so bizarr als möglich verwebt sind"[46]).

Diese Romantiker von Jena waren die philosophischen Dichter schlechthin[47]). Die eigene dichterische Unfruchtbarkeit unter einer Außenseite prunkvollen philosophi-

---

[44]) vgl. Lyceum, 1797, S. 143 f. (Jugendschr. II, 188 f.).
[45]) Jugendschr. II, 236.
[46]) Jugendschr. II, 281 — vgl. ebda. 293, 299 f., 389.
[47]) Ein eindrucksvolles Bild geben die Ath.-Fragm. 238, 252, 255 (Jugendschr. II, 242, 244, 246).

schen Zierates zeigt sich nicht nur darin, daß der weitaus größte Teil dessen, was bei ihnen geschaffen wurde, nicht Poesie, sondern Reflexion über die Poesie war[48]); sie zeigt sich noch stärker darin, daß bei ihnen das Verhältnis der Poesie zur Welt theoretisch als Analogie zu dem Verhältnis von philosophischer Wahrheit und realer Welt, wie es der deutsche Idealismus feststellte, konstruiert wurde. Das wahrhaft Seiende ist für sie die geistige, poetische Welt, die der produzierende Dichter schafft[49]). Diese Gedankenzusammenhänge waren von Fr. Schlegel aufgebaut worden, und in ihrem Kreis wurzelt auch der eigenartige Begriff des „Poetischen", der für *Novalis* im Mittelpunkt steht. Bei ihm heißt es: „Die Poesie ist das echt absolut Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, je wahrer"[50]). Mit dieser seiner Auffassung vom Wesen und Bedeutung der Poesie zeigt sich Novalis als echtes Mitglied des Kreises um Schlegel.

Bei den Frühromantikern wird alles Feste, alles Leben zur Allegorie, zu Geist und Ironie verflüchtigt. So hatte der Esprit des Athenäums nichts von der Gewalt und Kraft der Revolution des Sturm und Drang; dort war volles, sinnliches, erdhaftes Leben, hier blasses Ästhetentum.

Es war eine ästhetische Aristokratie, die sich in Jena zusammengefunden hatte, und ihre Haltung kennzeichnet sich in dieser Hinsicht sehr deutlich durch die bodenlose Mißachtung aller anderen (nicht dichterischen) Tätigkeit, wie etwa der Handarbeit, ja überhaupt des Berufes[51]).

In *Tiecks* „Sternbald" wird ein regelrechter Wertunterschied zwischen dem Maler und dem Schlosser verkündet. Die ästhetische Weltanschauung feiert hier Triumphe: für den Frühromantiker haben alle Dinge nur bedingten Wert, sie wandeln sich ihm alle in Kunst, selbst

---

[48]) Hier mag auch auf die bezeichnende Entwicklung A. W. Schlegels hingewiesen werden. Hatte er in seiner Jugend großen dichterischen Ehrgeiz gehegt, so nahm er dann bald mit der Rolle des Übersetzers vorlieb, um schließlich alle selbstschöpferischen Pläne ganz aufzugeben und völlig zum Kritiker zu werden. (Vgl. J. Körner, Die Botschaft der deutschen Romantik an Europa, 1929, S. 4 f.)

[49]) Jugendschr. II, 229.

[50]) Kluckhohn II, 411. — Hier mag es mit dieser knappen Anführung Hardenbergs bewenden. Sein Wesen und Werk wird an anderer Stelle (im Zusammenhang einer Gegenüberstellung mit Kerner) eingehender behandelt.

[51]) Man beachte, daß nur die „Lehrjahre" von den Jenensern begeistert gepriesen wurden, nicht aber die „Wanderjahre", der Roman des innerhalb des engumgrenzten Berufes des Spezialarztes schaffenden Meister.

wenn es, wie bei Sternbald, der Tod des eigenen Vaters ist[52]).

„Es konnte ihm überhaupt nicht leicht etwas begegnen, wobei er nicht an Malereien gedacht hätte, denn es war schon frühe Gewohnheit, seine Beschäftigung in allem, was er in der Natur oder unter Menschen sah und hörte, wieder zu finden. Alles gab ihm Antworten zurück, nirgends traf er eine Lücke, in der Einsamkeit sah ihm die Kunst zu, und in der Gesellschaft saß sie neben ihm, und er führte mit ihr stille Gespräche; darüber kam es auch, daß er so manches in der Welt gar nicht bemerkte, was weit einfältigeren Gemütern ganz geläufig war, weshalb es auch geschah, daß ihn die beschränkten Leute leicht für unverständig oder albern hielten[53]). Die Natur ist diesem Künstler lediglich Mittel, Material für den „Menschengeist, der alles dies zusammenfassen und in einen Gedanken zusammenstellen kann"[54]).

Hinter diesen Worten spüren wir bereits den Geist eines Größeren, der den Jenensern die Natur als Objekt des schöpferischen Geistes gewiesen hatte: Friedrich Wilhelm *Schelling*.

Schelling baut in seiner Naturphilosophie in den entscheidenden Gedankengängen auf den Voraussetzungen des Idealismus und dessen Organismusbegriff auf. Im „Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" heißt es: „Über die Natur philosophieren heißt die Natur schaffen"[55]). Hier liegt der entscheidende Punkt, den Schelling auch als Schöpfer der Identitätsphilosophie nicht verlassen hat. Aus dem Vorstellungskreis der Wissenschaftslehre erwächst diese Naturphilosophie[56]). Vom

---

[52]) Schriften Bd. 16, 44.

[53]) Schriften 16, 57.

Aus diesem Denken entspringt sogar eine eigene Jenseitsvorstellung: „. . . . der Abend löst und schmelzt seine Gefühle, er weckt Ahndungen und unerklärliche Wünsche in ihm auf, der Gerührte fühlt dann näher, daß jenseit dieses Lebens ein anderes kunstreicheres liege, und sein inwendiger Genius schlägt oft vor Sehnsucht mit den Flügeln, um sich frei zu machen und hinein zu schwärmen in das Land, das hinter den goldenen Abendwolken liegt." (16, 20).

[54]) 16, 21.

[55]) SW III, 13. — Ganz entsprechend schreibt Friedrich Schlegel im Athenäumsfragment 168: „Und welche Philosophie bleibt dem Dichter übrig? Die schaffende, die von der Freiheit, und dem Glauben an sie ausgeht, und dann zeigt, wie der menschliche Geist sein Gesetz allem aufprägt, und wie die Welt sein Kunstwerk ist." (Jugendschr. II, 229).

[56]) vgl. auch Schellings Formulierungen in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur" (1797), z. B.: „In der Naturphilosophie finden Erklärungen so wenig statt als in der Mathematik: sie geht von den an

Rückhalt der Transzendentalphilosophie her wird die „Idee der Natur" festgestellt. Der Gedanke, daß nicht das Sein, sondern die Tätigkeit das Höchste sei, ermöglicht die Scheidung von produzierender Natur und Natur als Produkt. Die erstere ist Gegenstand der Naturphilosophie, die zweite der Ansatzpunkt für eine empirische Naturwissenschaft. In der Natur muß, da sie absolute Tätigkeit ist, auch der Grund zur Hemmung liegen, die einzelne Produkte entstehen läßt[57]). Es wird ein Dualismus zweier entgegengesetzter Kräfte vorausgesetzt, da die Tätigkeit der Natur zugleich unendlich und endlich ist.

Die Beziehungen, die der Frühromantiker zwischen Kunst und Natur sieht, finden ihren programmatischen Ausdruck ebenfalls durch Schelling: „Die Natur ist dem Künstler nicht mehr als sie dem Philosophen ist, nämlich nur die unter beständigen Einschränkungen erscheinende idealische Welt, oder nur der unvollkommene Widerschein einer Welt, die nicht außer ihm, sondern in ihm existiert"[58]). Schelling hatte den Geist zur Natur in ein Analogieverhältnis gebracht, wobei aber, und das zeigt das Vorhergehende deutlich, der Vorrang auf seiten des Geistes lag. Die Natur ist für Schelling Mittel; ein Mittel, das zunächst eine Vorgeschichte des Bewußtseins und dann ein Parallelstück zur Transzendalphilosophie abgeben und so der deduktiven Herleitung des Systems dienen soll.

Damit kehren wir zu den Dichtern zurück: Aus der ästhetischen Weltanschauung ergeben sich für sie Vorzeit wie Natur als Möglichkeiten[59]).

Die Romantik von Jena zeigt sich in jeder Beziehung als Erbe und Vollstrecker des 18. Jahrhunderts; ihre Träger sind geistige, ästhetische, geschmackvolle Menschen. Aufklärerische Züge weisen sie alle auf, am sichtbarsten vielleicht A. W. Schlegel und Tieck, der einmal von dem Sinn spricht, den Sternbald in sein Bild „für den

---

sich gewissen Prinzipien aus, ohne alle ihr etwa durch die Erscheinungen vorgeschriebene Richtung, ihre Richtung liegt in ihr selbst, und je getreuer sie dieser bleibt, desto sicherer treten die Erscheinungen von selbst an diejenige Stelle, an welcher sie allein als notwendig eingesehen werden können, und diese Stelle im System ist die einzige Erklärung, die es von ihnen gibt." (SW II, 70 f.) Diese Naturphilosophie ist also „keine Philosophie der Natur in dem Sinne, daß nun plötzlich alle Dinge unter dem Wertgesichtspunkte der Natur betrachtet würden, sondern eine Philosophie über die Natur." (Baeumler, S. CLXXII — Studien, S. 198.)

[57]) SW III, 16.

[58]) SW III, 628.

[59]) vgl. Baeumler, S. CLXXIII — Studien, S. 200.

vernünftigen und fühlenden Beschauer" gebracht habe[60]). Die Grenzen, die dem aufklärerischen Geiste A. W. Schlegels gezogen waren, zeigen sich ganz deutlich in seiner verständnislosen Besprechung der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm[61]).

Diese Romantik ist der letzte Ausklang einer zu Ende gehenden Epoche. Ein untrügliches Kennzeichen dafür bietet auch die Frauenauffassung der Jenenser. Das Bild der Frau der Frühromantik ist äußerst mannigfaltig, es trägt die verschiedensten Züge, unter denen jedoch einer völlig fehlt: die mütterliche Frau.

Die Jenenser schaffen nichts, auf dem weitergebaut werden kann, sondern sie ernten Überreifes. Wir können daher mit Alfred Baeumler sagen, die „geistige Signatur" der Frühromantik ist „Auflösung"[62]). Den endgültigen Zusammenbruch bedeutete die Konversion Friedrich Schlegels, die in keiner Weise im Gedankengut der Jenenser Romantik vorbereitet lag. Im Gegenteil, die im Athenäum gepredigte Revolution war kläglich gescheitert, und „der geistige Führer einer ‚Bewegung', die nur scheinbar eine war, sucht, von der Zeit auf den Sand gesetzt, Halt auf dem uralten Fels der Kirche"[62]) [63]).

* * *

---

[60]) Schr. 16, 61.

[61]) „Was die Ammenmärchen betrifft, so wollen wir sie keineswegs geringschätzen . . . Wenn man aber die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt und für jeden Trödel ‚im Namen der uralten Sage' Ehrerbietungen begehrt, so wird in der Tat gescheiten Leuten allzuviel zugemutet." (SW XII, 391.)

[62]) Baeumler, S. CLCIX — Studien, S. 195.

[63]) Franz Koch spricht von Schlegels „salto mortale in den Schoß der katholischen Kirche". (Geschichte Deutscher Dichtung, 1937, S. 170).

Der Zusammenbruch, den die Konversion Schlegels für die Frühromantik bedeutete, zeigt sich beispielsweise aus der Polemik Tiecks gegen Schlegel im Vorwort zur 5. Auflage der Schriften des Novalis (1837) (Minor, I, XXIV). Der Aufsatz „die Christenheit, oder Europa, ein Fragment im J. 1799" war von Novalis den Freunden vorgelesen worden, seine Aufnahme ins Athenäum jedoch einstimmig verworfen worden (vgl. auch den Bericht Köpkes - Kluckh. IV, 446). Auch in der von Tieck und Fr. Schlegel gemeinsam veranstalteten Ausgabe war er in die erste bis dritte Aufl. nicht aufgenommen worden. In der vierten, von Schlegel allein besorgten Auflage erschien er dagegen plötzlich. Tieck sagt: „Weil man meines Widerspruchs gewiß war, ersah ich erst aus dem vollendeten Druck, daß dieser vor 27 Jahren verworfene Baustein nun zum Eckstein dienen sollte" (Minor I, XXVI). Dieser Anlaß zeigt recht deutlich, wie grundsätzlich das geistige Haupt der Romantik sich gewandelt hatte.

Man halte dieser Handlung Worte Fr. Schlegels aus einem Brief vom 2. 8. 1796 an Reichardt gegenüber, in dem er über sein Weißenfelser Zusammentreffen mit Novalis berichtet: „Gleich den ersten

Verfolgen wir nun demgegenüber den Weg, den Uhland und Kerner gingen:

Das erste Zeugnis, das uns in die theoretischen Auffassungen Uhlands aus den Jahren 1805 und 1806 blicken läßt, eine ausführliche Besprechung der 1805 erschienenen Gedichtsammlung des Tübinger Theologen Gustav Schoder[64]), spiegelt seine Haltung recht klar. Wir sehen, wie Uhland in dieser Niederschrift Schlagworte Friedrich Schlegels verwendet, die ihm auf mancherlei Umwegen zugekommen waren. Das Wesentliche dabei ist aber, daß diese romantischen Schlagworte von ihm in durchaus eigenem, neuen Sinn gebraucht werden.

Der Begriff „Universalität der Poesie" wird in beinahe entgegengesetzter Weise als im Athenäumsfragment 116[65]) verwandt. Universalpoesie bedeutet für Uhland eine Art der Dichtung, die von allgemeiner Gültigkeit ist. Sie wird in Gegensatz gestellt zu einer anderen Art von Dichtung, die „metaphysische Untersuchungen durchaus abstrakter Ideen" bringt.

Uhland fordert vom Dichter ein unmittelbares Verhältnis zur Welt[66]), und gerade darin spiegelt sich deutlich ein starkes Bewußtsein der eigenen Art und Entwicklung. Er hatte sein Verhältnis zur Welt nicht auf dem Weg über ein philosophisches System gefunden. Aus eigener Erfahrung fällt er das Urteil: „Der Dichter kennt nicht Philosophie der Schule, nur Philosophie des Lebens. Man hat es auch gesehen. Die Gedichte Schillers, die sich mit dem kantischen Systeme beschäftigen, wurden mit diesem System der Welt gleichgültiger. Produkte dieser Art können höchstens in einer gewissen Periode Beifall finden. Gedichte, worin sich der Mensch und die Welt frei und lebendig ausspricht, sind von ewiger Dauer, und wenn

---

Tag hat mich Hardenberg mit der Herrnhuterei soweit gebracht, daß ich nur auf der Stelle hätte fortreisen mögen. Doch habe ich ihn wieder so lieb gewinnen müssen, daß es sich der Mühe verlohnt, einige Tage länger von Ihnen abwesend zu sein; ohngeachtet aller Verkehrtheit, in die er nun rettungslos versunken ist." (An Karoline Schlegel, 2. VIII. 1796 — Schmidt-Waitz I, 393 ff.) Unter Herrnhuterei versteht er „absolute Schwärmerei", also Novalis' damalige religiös-mystische Gesinnung.

[64]) BrwU I, 8 ff.

[65]) vgl. auch Ath.-Fragm. 451 (Jugendschr. II, 288).

[66]) In seinem Werk hat er diese Forderung in weitestem Maße verwirklicht. Er hat aber auch mit ihr Schule gemacht. Recht geringschätzig spricht sein Schüler Gustav Schwab von „philosophischem Sentenzprunk", der in den Dramen Uhlands nicht zu finden sei und den das Publikum an ihnen vermisse, da es an ihm „die Augen und Ohren seines Geistes so gern weidet." (L. Uhland, 1826 — Kl. pros. Schriften, S. 7).

auch ein verbildetes Zeitalter sie mißkennt, die Hore zieht sie doch einmal wieder ans Licht hervor. Auch war, soviel ich als Laie verstehen kann, die Welt zu klug, um lange an der neuesten Philosophie zu hangen. Herr Schoder wird mit seiner Schellingslehre blutwenig Glück machen. Es sieht in der Welt draußen ganz anders aus, als man es sich in den düstern Mauern des theologischen Stifts zu Tübingen einbilden mag."

Noch einmal folgt ein Schlagwort: „Die objektive, die allereinfachste Poesie wird von neuem hervorgezogen. Goethe, Tieck, in dessen eigenen Werken und den Bearbeitungen altdeutscher Gedichte, Herders Cid, des Knaben Wunderhorn usw. mögen zeugen."

Auch dieser Begriff wird nicht im Sinne Schlegels gebraucht, sondern nur aus einer gewissen Bequemlichkeit verwandt, die nicht daran geht, eigene Forderungen auch begrifflich klar herauszuarbeiten. Wenn Uhland von „objektiver, allereinfachster Poesie" spricht, dann meint er eine Art zu dichten, bei der der Dichter die Wirklichkeit nicht unter den Voraussetzungen einer irgendwie aufgebauten Bildung oder eines philosophischen Systems sieht, sondern aus unmittelbarer Fühlung mit ihr dichtet.

Die Gedanken, die Uhland hier (1805) ausspricht, sind dem Anschauungskreis der Jenenser völlig entgegengesetzt. Man muß annehmen, daß er in diesen Jahren (1805—07) nichts von den theoretischen Forderungen der Frühromantiker genauer gekannt haben kann. Wie sollte man sich auch sonst Worte, wie die folgenden, erklären, die er an Seckendorff im Jahre 1807 schrieb: „Über Romantik und Objektivität, zwei Worte, die jetzt so stark im Gange sind, wünscht' ich sehr auch Ihre Ansicht kennen zu lernen, um die meinige damit zu vergleichen und vielleicht danach zu berichtigen"[67]).

Das bedeutet, daß für Uhland die Romantik keineswegs eine von Friedrich Schlegel ins Leben gerufene Bewegung war, daß ihm weiterhin die grundlegenden Theorien der Jenenser unbekannt waren. Vor allem aber ergibt sich hier wiederum, daß seine „Romantik" ursächlich keinesfalls ihre Wurzeln in Jena hat. Er hat sich nicht als Schüler einer neuen Bewegung eingegliedert, sondern zunächst von ihr nur Schlagworte für in ihm bereits feststehende Inhalte geborgt.

---

[67]) An Seckendorff, 6. III. 1807 — BrwU I, 27. — vgl. außerdem Uhlands Anmerkung zu seinem unten zitierten Aufsatz „Über das Romantische" (S. 38).

Dies ist die eine Seite der Beziehung zu Jena. Tieck verdankt er weit mehr, wenn freilich auch in diesem Fall das Verhältnis, grob ausgedrückt, so liegt, daß Uhland Tieck nicht verstanden hat. Daß Tieck altdeutsche Gedichte herausgegeben und bearbeitet hat, rechnet ihm der Schwabe hoch an. Es liegt darin von Uhlands Seite die Freude darüber, daß er gleichsam in der Beschäftigung des anderen mit dem Mittelalter und seiner Dichtung eine Art von Rechtfertigung seines Bekenntnisses zum Mittelalter fand[68]). Die Unterschiede zwischen Uhlands und Tiecks Einstellung zur Vergangenheit sind dennoch außerordentlich groß.

Tieck kommt aus der Aufklärung heraus, aus dem 18. Jahrhundert erwächst seine ästhetische Weltanschauung[69]). Wenn er als Ästhet zum Mittelalter findet, so geschieht seine Eroberung der Vorzeit aus dem aufklärerischen Freiheitsbedürfnis heraus, die Poesie zu erweitern.

Tieck setzt in der Vorrede zu seiner Ausgabe der altdeutschen Minnelieder (1803) auseinander: „Wenigstens ist wohl noch kein Zeitalter gewesen, welches so viele Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen (Individuen, die sich oft beim ersten Anblick zu widersprechen scheinen) und von keiner Vorliebe sich bis zur Parteilichkeit und Nichterkennung verblenden zu lassen . . . Unter diesen günstigen Umständen ist es vielleicht an der Zeit, von neuem an die ältere deutsche Poesie zu erinnern"[70]).

Tiecks Bekenntnis gilt dem hohen poetischen Künstlertum der Minnedichter. Er bewundert vor allem: „Diese Freiheit des Gemüts, diese schöne Willkürlichkeit, welche

---

[68]) Es ist durchaus nicht so (wie ja bereits aus dem bisher Entwickelten hervorgeht), daß Uhlands Hinwendung zum Mittelalter von Tieck entscheidend hervorgerufen worden wäre. Uhland selbst legt großen Wert darauf, daß er eigenständig zum Altdeutschen gefunden habe. Ende 1806 schreibt er an Seckendorf: „So sehr mir nämlich das Studium der altdeutschen Poesie am Herzen liegt (und am Herzen lag schon zu einer Zeit, da die Bemühungen der Neuern noch nicht öffentlich, oder wenigstens mir noch nicht bekannt waren) . . ." (BrwU I, 14).

[69]) vgl. oben S. 22 ff.

Man denke z. B. an seine Paramythie „Der Verstand und die Phantasie" von 1790. Sie preist die Vermählung von Verstand und Phantasie. Es ist typisch, wie Tieck sein Bild gestaltet: Wenn beide auf ihrem Wagen den Himmel und die Erde durchfahren, regiert stets der Gatte die Rosse. Oft fällt er durch den Kuß der Phantasie in Schlummer, dann schwingt sie die Geißel der Begeisterung, „die Rosse stürzen dahin, der Wagen schießt durch die Welten, bis vom Eise Saturns angeweht, oder von der Leere des chaotischen Reichs angegähnt, und mit Schrecken der Verstand erwacht, die Zügel ergreift, und den Wagen zurück zur Heimat leitet." (Köpke, I, S. 192.)

[70]) Krit. Schr. I, 189 f.

sich nicht ausschließlich und mit ängstlichem Vorurteil an einen Gegenstand heftet und sich dadurch unfähig macht, andere zu genießen und zu verstehen . . . so ist die Sprache, welche die Dichter in diesem Zeitalter brauchen, eine ungebundene, ganz freie . . ."[71]).

Hier zeigt sich der ganze Unterschied, ja Gegensatz von Uhland und Tieck. Uhland hat ein menschlich unmittelbares Verhältnis zum Mittelalter, zu dessen Helden und Mythen. Tieck, aus der Aufklärung herkommend, bezieht unter ästhetischen Voraussetzungen die Gattung des Minneliedes in die poetische Welt ein[72]). Uhland wurde vom Tieckschen Schaffen angeregt, es führte ihm vor allem stofflich außerordentlich viel Neues zu; er hat aber das ästhetische Mittelalterbild als solches nicht einmal erkannt, geschweige denn aufgenommen.

Nach Erweiterung und Vertiefung seines Mittelalterbildes war er bestrebt. Wir sehen einen ganz selbstverständlichen seelischen Vorgang sich in ihm in diesen Jahren vollziehen. Hatte er sich schon vorher im Mittelalter und im Geist des mittelalterlichen Rittertums verwurzelt, so wird aus der gewonnenen Haltung heraus in ihm, angeregt durch die Vorbilder Tiecks und anderer, der Wunsch immer mächtiger, auch schöpferisch sein zu können. Da beklagt er dann den „auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie"[73]). *Uhlands Mythologiebegriff* aber, der hier schon zugrunde liegt, ist grundsätzlich anderer Art als der der Jenenser.

* * *

Schellings Mythologiebegriff der Frühzeit zeigt sich in seiner Magisterdissertation vom Herbst 1792[74]), dem „kritischen und philosophischen Versuch der Erklärung des ältesten Philosophems über den ersten Ursprung der menschlichen Übel (Genesis III)". Seine Deutung geht hier darauf aus, den biblischen Bericht als mythische Einklei-

[71]) ebda. S. 197.

[72]) Eine ganz ähnliche Stellung nimmt Tieck dem Märchen gegenüber ein. Auch in diesem Fall entdeckt er mit feinem künstlerischem Spürsinn eine neue Gattung, die ungeahnte Möglichkeiten für das poetische Schaffen eröffnet. Unter rückhaltlosem Einsatz seines scharfen Verstandes und seines beißenden Witzes (Gestiefelter Kater!) führt er den Kampf für das Märchen als poetische Gattung gegen die Aufklärung zum Sieg. Dieser selbe Tieck war aber unmöglich als naiver Märchenerzähler oder gar Märchendichter. (vgl. Benz über Tiecks „Rotkäppchen" — Märchen, S. 66. — Hierzu weiteres unten S. 47 ff.

[73]) BrwU I, 15.

[74]) „Antiquissimi de prima malorum humanorum origine philosophematis Genisis III. explicandi tentamen criticum et philosophicum." — SW I, 1.

dung einer ägyptischen Geheimlehre auszuweisen. Das bedeutet, daß der Mythus „als nachträgliche Verhüllung eines zuvor schon gewußten"[75]) erfaßt wird. Damit aber zeigt er sich bereits hier als ästhetische Kategorie mit rationalem Inhalt. Der im folgenden Jahr entstandene Aufsatz „Über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt"[76]) fußt grundsätzlich auf denselben Ideen[77]).

Dies verwundert nicht, wenn man bedenkt, daß die Magisterdissertation des Tübinger Stiftlers Schelling zwischen dem Magisterprogramm seines Freundes *Hölderlin* von 1790 über die „Geschichte der schönen Künste unter den Griechen" und dem „Systemprogramm" von 1796 steht.

Das Erlebnis *Winckelmanns* steht hinter der Hölderlinschen Arbeit, sie wird getragen von dem Glauben an die lebenschaffende und -erhaltende Kraft der Kunst, die geradezu zum Lebensquell des Griechentums gemacht wird. Sechs Jahre später heißt es im „Systemprogramm"[78]): „Ich bin nun überzeugt, daß der höchste Akt der Vernunft, der, in dem sie alle Ideen umfaßt, ein ästhetischer Akt ist und daß Wahrheit und Güte in der Schönheit verschwistert sind . . . Die Poesie . . . wird am Ende wieder, was sie am Anfang war — Lehrerin der Menschheit . . . wir müssen eine neue Mythologie haben, diese Mythologie aber muß im Dienste der Ideen stehen, sie muß eine Mythologie der Vernunft werden. Ehe wir die Ideen ästhetisch, d. h. mythologisch machen, haben sie für das Volk kein Interesse, und umgekehrt, ehe die Mythologie vernünftig ist, muß sich der Philosoph ihrer schämen."

Ob man das „Systemprogramm" Schelling (mit Rosenzweig) oder Hölderlin (mit Böhm) zuschreibt, ist für unseren Zusammenhang unwichtig. Es gibt auf alle Fälle die Mythologieauffassung Hölderlins und Schellings (die sich darin nicht so fern standen, wie Böhm behauptet) gleichsam in einem Brennpunkt gesammelt, wieder. Die weltanschaulich bestimmende Grundlage ist die ästhetische. Wir haben es mit einem auf den Primat der Vernunft gegründeten Mythologiebegriff zu tun, der sich auch darin zeigt, daß bei Hölderlin Mythologien, Mythen und Mysterien als „Personifikationen abstrakter Begriffe" erscheinen[79]).

---

[75]) Knittermeyer, S. 40.
[76]) SW I, 41.
[77]) vgl. Knittermeyer, S. 43.
[78]) gedr. bei Rosenzweig, S. 5/7.
[79]) vgl. Böhm, S. 411.

In Schellings „Briefen über Dogmatismus und Kritizismus" heißt es im achten Brief: „Aber unendlich e h r t e die griechische Mythologie[80]) selbst die Menschheit durch die Klagen über die Schranken menschlicher Willkür. Sie e r h i e l t eben dadurch für den Menschen m o r a l i s c h e Freiheit, während sie den Göttern nichts als p h y s i s c h e überließ"[81]). Hier dient das Mythologische also geradezu einer Kennzeichnung der Moralität des Menschen.

Noch viel später, in den Vorlesungen über die Philosophie der Kunst[82]) heißt es ganz im alten Sinne: „Das Grundgesetz aller Götterbildungen ist das Gesetz der Schönheit"[83]). In diesen selben Vorlesungen zeigt Schelling, daß er der germanischen Mythologie verständnislos gegenüberstand, genauer gesagt: er fand von seinem ästhetischen Mythologiebegriff her keinen Zugang zu ihr. In der Vorlesung findet sich eine in dieser Beziehung vielsagende Polemik gegen Klopstock: „Klopstock war ohne alle Natur- und echte Kunstanschauung . . . wie wenig Klopstock bei dem Plan, ein christlich-episches Gedicht zu machen, selbst gewußt hatte, was er wollte, erhellt daraus, daß er uns nachher auch die nordisch-barbarische Mythologie der alten Deutschen und Skandinavier empfehlen wollte"[84]).

Eine innere Folgerichtigkeit mußte Schelling zur schroffen Ablehnung der germanischen Mythologie führen. Sein Mythologiebegriff leitet sich philosophisch aus dem Begriff des „Unendlichen" und des „Absoluten" ab, der bei ihm bekanntlich stark unter spinozistischen Einflüssen ausgeprägt wurde. Das Gefühl für das Unendliche ist bei ihm ebenso wie bei Fr. Schlegel herrschend. Ein unendlicher, absoluter, gestaltenloser Urgrund der Dinge ist da, aus ihm muß sich das Gestaltete erst losringen. Diesen Übergang zwischen Unendlichem und Endlichem sucht er spekulativ zu erfassen. Und gerade hier, also in der Grundausrichtung, liegt der stärkste Gegensatz zwischen Uhland und Schelling. Auf der einen Seite die artgemäße Verbundenheit mit den bodenständigen Gestalten der vaterländischen Vergangenheit — auf der anderen Aus-

---

[80]) Es handelt sich hier um den Gegensatz der seligen Götter zu den unter dem Zwange des Gesetzes seufzenden aegri mortales. — vgl. für das Folgende das ganz anders aufgefaßte Parzenlied der Iphigenie und Hyperions Schicksalslied.

[81]) SW I, 324.

[82]) Jena 1802/03, wiederholt in Würzburg 1804/05.

[83]) SW V, 397 f.

[84]) SW V, 441.

schweifen des Geistes ins Unendliche. Uhlands „Eberhard der Greiner" und Schellings „Gottheiten von Samothrake" zeigen im Beispiel schlaglichtartig die ganze Weite des Abstandes.

Für *A. W. Schlegel* ist die Mythologie „dichterische Weltansicht", eine Erscheinung aus dem Reich der Poesie, Schöpfung der Phantasie[85]). Mit seinen Anschauungen auf diesem Gebiet zeigt er sich völlig als Schüler seines Bruders.

Friedrich Schlegel betont ausdrücklich die Bedeutung des bewußten menschlichen Geistes für die Entstehung der Mythologie und weist hierfür auf dessen „Instinkt ... zu parallelisieren und zu antithesieren" hin[86]). Wie äußerlich er im übrigen über Dinge der Mythologie geistreicheln konnte, beweist er in der 128. Idee: „Mysterien sind weiblich, sie verhüllen sich gern, aber sie wollen doch gesehen und erraten sein"[87]).

Daß sein Mythologiebegriff der Athenäumszeit stark von Schelling abhängig ist, zeigt sich deutlich in seiner „Rede über die Mythologie"[88]). Das Kernstück seiner Mythologieauffassung jener Zeit gibt er in den folgenden Sätzen: „Es fehlt, behaupte ich, unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war, und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie. Aber setze ich hinzu, wir sind nahe daran eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen ... Die neue Mythologie muß im Gegenteil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es soll alle anderen umfassen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie ... denn Mythologie und Poesie, beide sind eins und unzertrennlich"[89]).

Durch seine andersartige Auffassung der „Form" geht Schlegel über Schelling hinaus und kommt dabei zugleich in noch größere Entfernung von Uhland. Für den Philo-

---

[85]) Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, Berlin 1801/02, (Minor, Dt. Lit. Denkm., Bd. 17—19) Bd. 17, S. 262, vgl. S. 329 ff.; vgl. Baeumler, XCVII — Studien, S. 108 f.

[86]) Jugendschr. II, 228.

[87]) Jugendschr. II, 303. — Wir zitieren diesen Satz, da er deutlich macht, wie anders die Haltung ist, mit der Schlegel und Uhland an die Mythologie herantreten.

[88]) Aus dem „Gespräch über die Poesie", Athenäum III (1800) — Jugendschr. II, 357 ff.

[89]) Jugendschr. II, 358.

sophen Schelling ist die Form eine metaphysische Notwendigkeit, für Schlegel ist sie „freies Spiel". Bei ihm steht außerdem an der Stelle des Schellingschen „Unendlichen" der Begriff des „Chaos" als des „Keims, aus welchem die Welt der alten Poesie sich organisierte"[90]). Die Mythologie bietet dem dichterischen Wirken „einen festen Halt", einen „mütterlichen Boden", dessen es bedarf[91]), daher ist eine „neue Mythologie" notwendig; sie kann sich „nur aus der innersten Tiefe des Geistes wie durch sich selbst herausarbeiten". Und Schlegel findet „einen sehr bedeutenden Wink und eine merkwürdige Bestätigung" für das, was er sucht, „in dem großen Phänomen des Zeitalters, im Idealismus"[92])!

Hier stehen wir an einem wichtigen Punkt frühromantischen Denkens, an dem nicht nur Schlegels eigentliche Mythologieauffassung deutlich wird, sondern darüber hinaus auch im Zusammenhang des mythologischen Problems seine eigenartige Auffassung des Idealismus sich zeigt.

Während Schelling notwendigerweise zum Griechentum gelangen mußte, kam Schlegel zur Begeisterung für den Orient mit seinen chaotischen Hintergründen. Seine „Rede über die Mythologie" findet ja ihren Höhepunkt in dem berühmten Hinweis auf den Orient: „Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen"[93]). Gerade in Hinsicht auf diesen Gipfelpunkt zeigt sich nur umso krasser die Andersartigkeit des Uhlandschen Mythologiebegriffes[94]). Ihr entscheidendes Merkmal lautet, knapp zusammengefaßt: bei Uhland fehlt sowohl das Schellingsche „Absolute", wie Schlegels „Unendliches', sein „formloses Chaos". Daher entfällt für Uhland das Problem der begrenzenden, verendlichenden, beziehungsweise (nach Schlegel) „spielenden" Formgebung. Die weltanschauliche Bedeutung dieses Unterschiedes wird noch klarer, wenn man erkennt, daß er

---

[90]) Jugendschr. II, 344.

[91]) Enders (a. a. O., S. 229) zeigt die Herkunft dieses Gedankens von Hemsterhuis und Winckelmann auf.

[92]) Jugendschr. II, 358 f.

[93]) Jugendschr. II, 362.

[94]) Für eine spätere Betrachtung der Heldensagentheorie des reifen Uhland muß hier auch der Gegensatz festgehalten werden, der sich zwischen Schlegels „progressivem" Vordringen zum Orient und dem Görreschen Verhältnis zur asiatischen Mythologie auftut, welch letzteres später für Uhland von großer Bedeutung wurde.

eben daraus hervorgeht, daß Uhland, im Gegensatz zu Schelling und Schlegel, nichts von Spinoza übernommen hat[95]).

Der Mythologiebegriff *Hardenbergs* ordnet sich ebenfalls in den Zusammenhang mit Schelling und Schlegel ein[96]), wenn er freilich auch die stärkste individuelle Sondernote besitzt. Hier spielt in viel stärkerem Maße als bei den anderen ein merkwürdig umgebildeter Platonismus hinein. Der Mythus bedeutet für ihn die sinnliche (und dadurch anschaulich gewordene) Formung der Idee (im vermeintlich platonischen Sinne). So spricht er von „mythischen Übersetzungen", die den „reinen, vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks" darstellen. „Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. Noch existiert, wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben . . . Es gehört ein Kopf dazu, in dem sich poetischer Geist und philosophischer Geist in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechische Mythologie ist zum Teil eine solche Übersetzung einer Nationalreligion"[97]). Sein Mythologiebegriff hat den weitesten Abstand von dem Herderschen, so heißt es bei ihm: „Sollte nicht eine Naturmythologie möglich sein? (Mythologie hier in meinem Sinn, als freie poetische Erfindung, die die Wirklichkeit sehr mannigfach symbolisiert)"[98]).

Mythologie ist für Novalis „freies Fabeltum"[99]). Daher meint er, in Hans Sachs liege „der Entwurf einer eignen Art von allegorischer, sittlicher, echt deutscher Mythologie"[100]), und behauptet er, für die Griechen sei der „Kunstsinn" maßgebend[101]). Dies alles ist begreiflich aus Hardenbergs Begriff des „Poetischen", der auch seine Mythologievorstellung beherrscht. Dieser Begriff ist bei ihm aber ganz anders als bei Uhland[102]).

Seine Geringschätzung gegenüber dem, was die Heidelberger später in ihrer Mythologie preisen sollten, und was

---

[95]) Die Verehrung, die Schlegel Spinoza gerade in der „Rede ü. d. Mythologie" zollt, ist außerordentlich. (Jugendschr. II, 360.)

[96]) Der Begriff der „allegorischen Mythologie" ist es, in dem die Auffassungen Schlegels und Novalis' sich berühren. (vgl. Enders, S. 231.)

[97]) Kluckhohn II, 25 f.; ganz entsprechend II, S. 34 Nr. 101.

[98]) ebda. III, 340.

[99]) ebda. III, 338.

[100]) ebda. III, 347. Man beachte: nach Novalis schafft der Poet Hans Sachs Mythologie.

[101]) Es heißt: „Der Kunstsinn war der Religionserzeugungssinn." (Kluckhohn III, 349.)

[102]) vgl. unten S. 66 ff., besonders das dort zitierte Wort Uhlands über Goethe.

Uhland und Kerner liebten, zeigt uns ein anderes Fragment, in dem er zugleich aus dem Blickwinkel seines begriffskombinatorischen Systematisierens[103]) urteilt: „Das Gedicht der Wilden ist eine Erzählung ohne Anfang, Mittel und Ende — das Vergnügen, das sie dabei empfinden, ist bloß pathologisch — einfache Beschäftigung, bloß dynamische Belebung des Vorstellungsvermögens. Das epische Gedicht ist das veredelte primitive Gedicht. Im wesentlichen ganz dasselbe. Der Roman steht schon weit höher — jenes dauert fort — dieser wächst fort — in jenem ist arithmetische, im Roman geometrische Progression"[104]).

Die dichterische Gestaltung dessen, was bei Schelling, Schlegel und Novalis an Gedanken zur Mythologie auftaucht, bedeutet der „Heinrich von Ofterdingen". Er ist im ganzen die Antwort auf die Frage, ob eine Naturmythologie nicht möglich sein sollte, und zugleich — in gewissem Sinne — die Erfüllung der oben angeführten Forderung des Tübinger Systemprogramms. Hier sind unter der gestaltenden Macht der Poesie die Ideen der Naturphilosophie „mythologisch" gemacht. Hier ist aber damit zugleich die rationalste Form des Dichtens[105]), alles ist zur Allegorie verflüchtigt, nirgends ist mehr schlichter, reiner Sinn[106]).

Eine Stellungnahme Uhlands zu Hardenberg und seiner Mythologie erschließen wir aus einem Urteil, das der Schwabe in einem Brief aus dem Jahre 1808 über Loeben fällte: „Isidorus Orientalis (Loeben) soll sich in Heidelberg aufhalten, er zeigt zwar Talent, seine Romantik behagt mir aber nicht sehr, und er erinnert gar zu sehr an Novalis"[107]). Diese Worte sind deshalb wichtig, da das Werk Loebens, auf das Uhland hier anspielt, dessen Roman „Guido" ist. Loeben hatte ihn als Nachahmung und Steigerung von Novalis' Ofterdingen geschaffen, und, was über die künstliche Mythologie im Ofterdingen gesagt wurde, gilt für Loebens Roman in noch stärkerem Maße. Es zeugt einerseits von Uhlands gutem Geschmack, daß er dieses im ganzen verunglückte Werk ablehnt, und zeigt andererseits, wie weit er von einer Anerkennung der Novalisschen

---

[103]) vgl. unsere Darstellung unten S. 45.

[104]) Kluckhohn II, 325 f.

[105]) Wir denken besonders an Klingsors Märchen.

[106]) Es nimmt uns daher auch nicht wunder, wenn Arnim über diesen „Höhepunkt der neuen Mythologie" recht absprechend urteilt: „. . . das Märchen endlich mit seiner Langweiligkeit, wenn man es nicht errathen kann, und mit seiner Unbedeutendheit, wenn man es nicht weiß!" (Steig, I, 41).

[107]) BrwU I, 65.

Mythologie, die Loeben so stark beeindruckt hatte, entfernt war[108]) [109]).

Wir gingen von Uhlands Klage über den „auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie" aus, die er 1806 Seckendorff gegenüber aussprach, und, nachdem wir uns einen Überblick über das verschafft haben, was man in Jena unter „Mythologie" verstand, kehren wir nun zu dem Schwaben zurück.

Wir müssen zunächst feststellen, daß Uhland in jener Zeit seine Auffassung vom Mythologischen nicht begrifflich festgelegt hat. Mythologie bedeutet ihm all das, was in der Frühzeit an Geistesgut aus der geschlossenen Nation unmittelbar hervorspringt. Es ist nicht zu verwundern, daß Uhland in jener Zeit gerade auf diesem Gebiet keine abgeschlossenen Formulierungen geben konnte; denn er hat ja sein ganzes Leben an sich gearbeitet, um das zu klären, was hier noch als Ahnung hinter seinen Worten steht. So beklagt er also den „auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie". Er findet so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingäben und doch auf der anderen Seite das tiefste Leben der Seele zur objektiven Erscheinung förderten[110]).

Zu lebendigster Bedeutung erwächst ihm eine Erkenntnis, die schon von Herder stammt, auch von Tieck aufgenommen wurde, aber doch, in seinen Anschauungskreis hineinbezogen, einen ganz neuen Lebenswert erhält. Er betont: „Aber nicht bloß ursprünglich teutsche, auch die Kunden verwandter Völker . . . verdienen unsere Aufmerksamkeit. Ein Geist des gotischen Rittertums hatte sich über die meisten Völker Europas ausgebreitet"[110]). Im Januar 1807 schreibt Uhland an den in Paris weilenden Legationssekretär Koelle aus Tübingen: „So wollt ich Sie beschwören bei dem heiligen Mutternahmen: Teutschland! gehn Sie in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor was da vergraben liegt von Schätzen altteutscher Poesie! . . . Allein sehen Sie nicht ausschließlich auf teutsche Altertümer, achten Sie auch der romantischen Vorzeit

---

[108]) Loebens Roman „Arkadien" lehnt Uhland später ebenfalls ab, und zwar mit der bezeichnenden Begründung, daß er keine „nach Geist und Form echt deutsche Poesie" bringe. (BrwK I, 248.)

[109]) Da zwischen Uhland und Novalis Berührungspunkte und Vergleichsmöglichkeiten (mit Ausnahme des eben behandelten Verhältnisses zur Mythologie) in zu geringem Maße vorhanden sind, werden die Wesensunterschiede zwischen seinem Werk und dem der Schwaben in weiterem Maße im Rahmen eines Vergleichs von Kerner und Novalis dargestellt. (s. S. 42 ff.)

[110]) an Seckendorff (Ende 1806) — BrwU I, 14 ff.

Frankreichs: Ein Geist des Rittertums waltete über ganz Europa"[111]).

Hier zeigt sich ganz eindringlich, was das Mittelalter für Uhland bedeutete. Aus dem „Geist des Rittertums" erwächst ihm die Stellung, die er sich gegen den Europa in diesen Jahren, mächtiger als je, überflutenden Geist der französischen Revolution und ihres Erben Napoleon ausbaut.

* * *

Das eindeutigste Bekenntnis für die damalige Anschauungswelt der Freunde liefert das von ihnen von Januar bis Ostern 1807 gemeinsam geschriebene „Sonntagsblatt", das unter Kerners Leitung stand[112]), ein handschriftliches Blatt, das auf Kerners Stube den Freunden zur Einsichtnahme auslag. Es trug ganz ihren eigensten Stempel und war ihre gemeinsame Kundgebung gegen die neue Welle aufklärerischen Geistes, die sich damals über Württemberg ausbreitete. Zum Teil infolge der engen Beziehungen Württembergs zu Napoleon in den Jahren der Rheinbundszeit nach 1805 stand damals die ältere Generation weitgehend unter einem recht nüchternen Rationalismus. Diese Lebensanschauung wurde wesentlich gestärkt durch das bei Cotta seit dem 1. Januar 1807 herauskommende „Morgenblatt für gebildete Stände".

Gegen diese Front der „Plattisterei", wie die Freunde die damalige nüchterne, schwunglose, überalterte Aufklärung nannten, zogen sie nun zu Felde. Sie waren selbst von den Gegnern in Rezensionen scharf mitgenommen worden, und so ist es nicht verwunderlich, daß ihr Zorn recht einseitig sich vor allem gegen den Typ des „Rezensenten" richtet.

Das Morgenblatt erhielt, zumindest für die Freunde, sein Gesicht durch seinen Kampf gegen die „Romantik", den es ganz im Sinne des alten Voß führte. Es ist bekannt, daß der Begriff „Romantik" als Bezeichnung einer Gruppe und eines angeblich gemeinsamen Geistes erstmals von diesen Gegnern geprägt wurde[113]). Da das Morgenblatt, dessen Geist die Tübinger Freunde bekämpften, gegen eine „Romantik" focht, lag es nur zu nahe, das Schlagwort, mit dem die anderen, vom gemeinsamen Gegner bekämpften, bezeichnet wurden, einfach für sich in Anspruch zu neh-

---

[111]) BrwU I, 20.
[112]) vgl. Mayer, I, 15 ff.
[113]) vgl. Schultz, a. a. O.

men, sogar, ehe man sich dessen vollen Sinn erschlossen hatte[114]).

Im Sonntagsblatt stand Uhlands Aufsatz „Über das Romantische"[115]). Er fügte selbst als Anmerkung dem Titel hinzu: „Verfasser dieses, den seine noch sehr mangelhafte Bekanntschaft mit den Kunstwerken der romantischen Poesie gegen seine eigenen Ansichten mißtrauisch macht, will die letztern hier den Kundigen zur Prüfung vorlegen."

Wir haben wieder den gleichen Eindruck wie schon vorher: „Romantik" ist ein nur zu gern aufgenommener Begriff, in dem Uhland nun seine Welt unterbringt. Hier und da sind in seinem Aufsatz Lesefrüchte, Gedanken Schlegels, Tiecks und Jean Pauls, aufgenommen, aber sie bleiben doch nur Aufputz. Viel stärker ist die Vertiefung Uhlandscher Anschauungen durch die Freundschaft mit Kerner. Hatte ihn der Gegensatz zwischen antiker Poesie und dem Waltharilied schon früh beschäftigt, und hatte auf ihn die Natur in frühester Jugend bereits stark eingewirkt, so erscheinen diese Anfänge hier ganz bedeutend ausgebaut. Griechische Philosophie und Dichtung steht ihm im schärfsten Gegensatz zum „romantischen Sinn der gotischen Stämme". Bemerkenswert ist, daß der geistige Gegensatz lediglich aus der Verschiedenartigkeit der Natur erklärt wird. Es sind dieselben Gedanken, die Jahrzehnte später Uhlands Mythologie beherrschen. „Die Griechen, in einem schönen genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, tatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Ihre Philosophen suchten es in lichten Systemen aufzufassen, ihre Dichter stellten jeder innern Regung des Höheren äußerlich eine helle mit kräftigen Umrissen abgestochene, mit bezeichnenden Attributen ausgerüstete Göttergestalt entgegen. Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ sich klar darauf erblicken."

In entsprechender Weise, nur mit umgekehrten Vorzeichen, entwickelt Uhland das Wesen des Germanen: „Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich

---

[114]) Mayer schreibt: „Schon der dem Morgenblatt gegenüber genommene Standpunkt brachte es mit sich, daß dem Wesen des Romantischen selbst in diesen Jugendblättern eine, wenn auch einseitige, in den Zeitideen befangene, doch warm empfundene Schutzrede gehalten wurde." (I, 18.)

[115]) Mayer, I, 19 ff.

hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute, als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag selbst in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, Ossianische Nebelgebilde; er wußte von . . . Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus den Tiefen der Erde hervortraten."

Diese Anschauungen stammen nicht aus Jena[116]), sie sind auch nicht einfach Herder nachgesprochen[117]), sie erwachsen aus eigensten Erfahrungen Uhlands und vor allem aus seiner Freundschaft mit Kerner.

Wenn Uhland von „Romantik" spricht, dann ist das Wort lediglich ein Symbol in seinen Händen. Er umschreibt damit seine eigene Weltanschauung, drückt aber dadurch in keiner Beziehung ein Sicheinordnen in eine „romantische Schule" aus[118]). Deutlich wird dies, wenn er auf die Stellung des Christentums innerhalb des Romantischen zu sprechen kommt. „Das Christentum ist ein viel umfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben." Damit wahrt er sichtlich den Abstand gegen Jean Paul, dessen Grundlage er vielmehr die eigene gegenüberstellt: „Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn." Noch deutlicher aber spricht ein Gedanke, auf den zwar hier nur verwiesen wird: „Auch möchte es nicht unerheblich sein, zu entwickeln, wie sich das Wort Romantisch von seiner nationalen Beziehung zum Kunstbegriff erweiterte." Man sieht, auch hinter diesen Worten stehen Ideenverbindungen, die sich in Wertordnungen gründen, welche der Frühromantik ganz fremd sind.

---

[116]) Gerade die Elemente seiner Gedanken aber lagen z. B. auch bei Schelling und Schlegel bereit, nur wurde aus ihnen etwas ganz anderes gemacht, da der alte Rationalismus bei den Jenensern durch den vermeintlichen „Idealismus" des Absoluten ersetzt war.

[117]) Die Frage des Verhältnisses von Uhland zu Herder ist nicht ganz einfach zu beantworten, denn Herder haben die Fragen, die hier Uhlands Aufsatz zugrunde liegen, das ganze Leben beschäftigt, wobei aber die Antwort des alten Herder eine ganz andere Ausrichtung zeigt als die des jugendlichen Herder. Man kann Uhlands Aufsatz nicht zum Horenaufsatz „Homer und Ossian" von 1796 in Beziehung setzen, sondern muß feststellen, daß bei Uhland selbständig wiederum auf der Ebene angesetzt wird, auf der der junge Herder gestanden hatte. Diese Feststellung der unmittelbaren Berührung Uhlands mit dem Sturm und Drang, die sich hier gewinnen läßt, ist für die Richtigkeit des Uhlandbildes unerläßlich.

[118]) Am 21. 4. 1812 schreibt Uhland an Kerner: „Der Almanach wird wohl nicht so dick werden als der vorige, aber ich glaube, er wird eigener, romantischer" (BrwK I, 295). Wir sehen, daß das Schlagwort zur Bezeichnung dessen verwandt wird, worauf man selbst hinaus will, ohne daß man sich dabei etwa an einen festen, schon vorhandenen Sinn des Begriffes hält.

Auch der Begriff der „Unendlichkeit" fehlt nicht in dem Schlagwortschatz, aber auch er trägt bei Uhland einen spezifisch uhlandschen Sinn; das Unendliche, nach dem der Mensch sich sehnt, liegt in ihm. Es ist die Zuflucht für den, dem die Außenwelt wenig geben kann[119]). Denken wir an die Verhältnisse Württembergs in den Jahren nach 1805, und es wird uns selbstverständlich, daß die an sich schon stärker innerlich als nach außen aktiv veranlagten jungen Schwaben sich in die Welt ihres Inneren zurückzogen. Den Untergrund dieser Haltung bildet jene Stammeseigentümlichkeit, die in den Schwaben beispielsweise dem Pietismus einen so fruchtbaren Boden bereitete.

Kerner schöpft zweifellos viele Mittel des äußeren Stils seiner Dichtungen aus der Kenntnis der Werke der Frühromantik[120]); dennoch aber wäre es verfehlt, ihn aus diesem Grunde als „Romantiker" den Jenensern zuzuordnen. Man darf sich den Blick für die gänzliche Andersartigkeit der schaffenden weltanschaulichen Kräfte nicht dadurch verschließen, daß man bei der Gemeinsamkeit äußerer Stilmerkmale stehen bleibt.

Man[121]) hat z. B. Kerners Wanderlied unter diesem Gesichtspunkt in starke Abhängigkeit von dem Wanderlied aus Tiecks „Sternbald" gerückt.

Ein eingehender Vergleich gerade dieser beiden Lieder zeigt unter großer Ähnlichkeit des Äußeren doch die völlige Andersartigkeit der inneren Einstellung der Verfasser.

Tieck[122]):

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst Du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Kerner[123]):

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

---

[119]) Hier erkennt man den vollen Gegensatz zum Begriff des „Unendlichen" in der Philosophie Schellings (vgl. oben S. 31, 33), wo das „Unendliche" ein Objekt der spekulativen Vernunft ist. Und, den Übergang des Endlichen zum Unendlichen d e n k e n zu können, ist ja eine der Hauptbestrebungen des Philosophen.

[120]) vgl. bei Heinzmann, S. 27 ff., das Kapitel „Romantischer Stil bei Kerner".

[121]) Heinzmann, a. a. O.

[122]) Schriften 16, 195 f.

[123]) WW III, 101.

Es reist der Wind wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, Du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fern:
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh und such es nur,
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau.

Soweit dich schließt der Himmel ein
Gerät der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden was es sucht.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

Es handelt sich in beiden Gedichten um das Wandern; aber wie verschieden wird die Wanderlust begründet. Bei Tieck ist es die freie Natur, in der der Sonnenschein ruft. Wandern heißt bei ihm, eines Gefühls größerer Freiheit teilhaftig zu werden. Es ist dies im übrigen die durch den ganzen Sternbald hindurch wirksame Anschauung von der „freien Natur". Das Freiheitsbedürfnis des aus der Aufklärung kommenden Menschen ist es, das in der Natur Genüge findet, aus Freiheitsbedürfnis wandert der Mensch[124]). Ganz anders bei Kerner: „So treibt es den Burschen . . .", hier tritt die Natur, die „wandernde Welt", als Mutter auf, der Mensch ist an sie gebunden, er folgt im Wandern einem Gesetz. Über dieser ganzen Natur steht immer eine Bindung. Dreimal wird das Wort: „Es treibt" wiederholt. Tiecks Wanderbegriff zielt in die Fremde, die unbekannte Ferne, bei Kerner wandelt sich das fernste Land wieder zur Heimat, nicht die Ferne ist das Ziel, sondern letztlich doch wieder die Heimat.

[124]) vgl. oben S. 28 ff.

Man darf solche Gegenüberstellung nicht zu weit führen. Berührungen zwischen dem Jenenser Kreis und Uhland und Kerner sind selbstverständlich da, sie erstrecken sich jedoch immer nur auf Dinge, die am Rande liegen, den eigentlichen Gehalt, die Weltanschauung, jedoch nicht berühren.

Ein weiteres Beispiel möge dies verdeutlichen: Man kann mit Recht davon sprechen, daß die romantische Farbe blau ist (man denkt vor allem an Novalis, aber eben so an Eichendorff und Loeben). Blau ist auch die Lieblingsfarbe Kerner und in Uhlands Briefwechsel findet sich der bezeichnende Satz: „Das dunkelblaue ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, in Gemälden, in der Poesie, wie bei Novalis"[125]). Hier haben wir es zweifellos mit einer Gemeinsamkeit zu tun, mit einer Gemeinsamkeit freilich, die sich nur auf Unwesentliches bezieht; denn die Vorliebe für die blaue Farbe nimmt keineswegs eine beherrschende Stellung in Uhlands Anschauungen ein.

Das Verhältnis Kerners zu Novalis ist außerordentlich aufschlußreich für die Lösung der Frage nach dem Wesen der Aufnahme von literarischen Einflüssen durch die Schwaben. Man kann ganz sicher zwischen Kerner, dem „Sänger der Nacht und des Todes"[126]), und Novalis manche Ähnlichkeiten finden.

Die der Todesauffassung zu Grunde liegenden Vorstellungen sind aber völlig verschieden. Bei Novalis können wir von einer Todeserotik sprechen: „Hinunter zu der süßen Braut, zu Jesus, dem Geliebten —"[127]). Es ist eine Todeserotik, die durchaus vergeistigt wird, und dann in ganz widernatürlichen Bildern spricht:

> Ein Traum bricht unsre Banden los,
> Und senkt uns in des Vaters Schoß.

Schon vorher heißt es in derselben Hymne (der sechsten) „Sehnsucht nach dem Tode": „Zum Vater wollen wir nach Haus". Ganz anders aufgefaßt und ganz anders durchgestaltet ist das Kernersche Bild: „Ihm aber ist gebettet, so süß im Mutterschoß"[128]).

Dieselbe Grundanschauung, die, wie wir an anderer Stelle gesehen haben, ihn von Tieck trennt, setzt ihn hier scharf gegen Novalis ab.

---

[125]) an Immanuel Bekker, Mai 1811, BrwU I, 465.
[126]) So nennt ihn Heinzmann (a. a. O., 128).
[127]) Kluckh. I, 66.
[128]) WW IV, 171.

Um deutlich zu machen, wie grundsätzlich anders die Art Kerners und die des Novalis ist, müssen wir wenigstens in einigen Strichen den Gegensatz der beiden deutlich werden lassen. Wir wollen eine solche eingehendere Gegenüberstellung gerade an dieser Stelle vornehmen, da Novalis das Mitglied des Athenäumskreises ist, mit dem Kerner, auf den ersten Blick, die meisten Ähnlichkeiten besitzt.

Hardenbergs Entwicklung spielt sich von Jugend an, im Gegensatz zu der Kernerschen Jugendzeit, in einer ausgesprochen geistigen Welt ab. Das Herrnhutertum, unter dem seine Erziehung im Elternhaus stand, hatte ihm die Idee eines kommenden schöneren Zeitalters vermittelt. Damit war in ihm ein fruchtbarer Boden entstanden, auf den der Holländer Hemsterhuis tief wirken konnte, und der die Voraussetzungen zur Stellung des jungen Novalis zur französischen Revolution (als eines herrlichen Versuches, ein schöneres und besseres Zeitalter heraufzuführen) bestimmte. Novalis wurde Dichter, nachdem vorher seine Neigungen hauptsächlich der Philosophie und Naturwissenschaft gegolten hatten. Ein bewußter Wandel spielte sich im Sommer 1799 ab, als Novalis entschieden zur Poesie überging; die Grundzüge seines Weltbildes aber hatten sich in den Jahren vorher ausgeprägt, sie haben sich später kaum geändert. Reflexion gibt der Weltanschauung Hardenbergs die eigentümliche Ausrichtung.

1794/95 erarbeitete er sich Fichtes Wissenschaftslehre, 1797 das Naturrecht, gleichzeitig aber wuchs der Einfluß Friedrich Schlegels auf ihn zu immer entscheidenderer Stärke an. Dieser hatte ihm schon in bezug auf das Verständnis Fichtes den Weg gewiesen und machte ihn jetzt auch mit Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" bekannt.

Das hat aber nur zur Folge, daß sich Novalis, wie sein Journal des Sommers 1797 zeigt, noch stärker an den universalen Geist Schlegels anschließt, der seiner Art der Behandlung wissenschaftlicher und philosophischer Probleme viel gemäßer war[129]).

---

[129]) In einer Selbstkritik von 1794 schreibt er: „Ich bin zu sehr an der Oberfläche; nicht stilles, inneres Leben — Kern — von innen, aus einem Mittelpunkt heraus wirkend, sondern an der Oberfläche, im Zickzack, horizontal, unstät und ohne Charakter, Spiel, Zufall, nicht gesetzliche Wirkung, Spur der Selbständigkeit, Äußerung eines Wesens" (zit. nach Olshausen, S. 4).

Man denke dabei an Schellings hartes Urteil über Novalis, als er dessen Nachlaß nach der Veröffentlichung zu Gesicht bekam: „Ich kann

Der Tod Sophies im März 1797 hatte in Hardenberg eine starke Vertiefung der magischen und mystischen Spekulation hervorgerufen und ihn daneben auch zur Beschäftigung mit der Medizin angeregt[130]). Dabei stieß er auf das damals herrschende Brownsche System[131]), das starke intellektuelle Eindrücke in ihm hinterließ. Dies ist von großer Bedeutung für ihn gewesen, denn er verflocht die Brownsche Reiz-Erregungstheorie sofort mit Lehren des Hemsterhuis. Den holländischen Moralisten hatte er nämlich zur gleichen Zeit[132]) wiederum, und dieses Mal besonders eingehend, durchgearbeitet. So wurde nun das Hemsterhuissche „moralische Organ" dem Brownschen Gedanken der Reizbarkeit unterworfen, Fichte und Brown wurden ineinander gearbeitet[133]); auf dem Weg über diese konstruktiven Vorbereitungen bestimmte Novalis seine mystische Naturbetrachtung.

Die Hardenbergsche Naturphilosophie (soweit man von einer solchen sprechen kann) zeigt ein eigenartiges Gesicht: Die herrnhutische Erziehung in der Jugend, die Lektüre Platos und Spinozas, Hemsterhuis' und der Naturphilosophen der Renaissance schaffen die Grundlage, auf der sich seine „echte Experimentierkunst"[134]) entwickelt, „in der so gar nichts vom Begriffe des Experimentes sich findet und die im schließlichen Erfolge in der Tat nichts anderes darstellt als ein willkürliches Assoziationsspiel der Gedanken"[135]). Diese Experimentierkunst, die freie

---

diese Frivolität gegen die Gegenstände nicht gut vertragen, an allem herumzuriechen, ohne einen zu durchdringen." (An A. W. Schlegel, 21. 11. 1802 — Plitt I, 431 f.)

Im September 1799 schrieb Steffens an Schelling, als er Novalis in Freiberg kennengelernt hatte: „Ich habe Hardenbergen kennen gelernt und soll ich es gestehn, es hat mich nicht so sehr gefreut, wie ich geglaubt hatte. Er ist ein geistvoller Mensch; aber er hat mich von neuem davon überzeugt, daß selbst die geistvolleren Menschen unseres Zeitalters wenig Sinn haben für wissenschaftliche strenge Consequenz. . . . . Seine Denkungsart scheint mir zu jenem fragmentarischen Wesen, wo man die Natur gleichsam auf witzigen Einfällen zu ertappen sucht und alles nur auf ein regelloses Zusammenhäufen solcher Einfälle hinausläuft, kurz: auf Schlegelianismus der Naturwissenschaft zu führen." (Plitt I, 277.)

[130]) Biographie Justs — Kluckh. IV, 431.

[131]) über Brown s. unten S. 44.

[132]) Herbst 1797.

[133]) Kluckh. III, 247.

[134]) ebda. S. 172, Nr. 633 gibt ein schönes Beispiel.

[135]) Olshausen, S. 56.

Man denke dabei auch an das ganz eindeutige Bekenntnis Hardenbergs in einem Brief (v. 24. 2. 1798), den er von der Bergakademie Freiberg an A. W. Schlegel schickte, und in dem er ausdrücklich betont, daß ihm seine „alte Neigung zum Absoluten auch diesmal glücklich aus dem S t r u d e l der Empirie gerettet" habe. (Kluckh.

Begriffskombinatorik[136]), bekommt ihre Rechtfertigung aus der „Poesie" und stützt auch ihrerseits den Hardenbergschen Poesiebegriff: „Der Poet braucht die Dinge und Worte wie T a s t e n, und die ganze Poesie beruht auf tätiger Ideenassoziation — auf selbsttätiger, absichtlicher, idealischer Z u f a l l p r o d u k t i o n . . ."[137]).

Alle intellektuellen Erfahrungen werden verknüpft: Fichte, Schlegel, Schelling, Spinoza, Hemsterhuis, Brown, die Mystik, und ein freies Spiel wird mit ihnen getrieben. Immer weiter entfernt sich Hardenberg dabei sowohl vom festen Boden gesunden Denkens, als auch von der rein gefühlsmäßigen Schau bis hin zu seiner Magie. Die Forderung seines „magischen Idealismus", die als gewichtigstes Zeugnis für sein Verhältnis zu realer Wirklichkeit und Natur gerade in Hinsicht auf unsere Gegeneinander-

---

IV, 228; vgl. den Schluß des Briefes v. 12. 1. 1798 — Kluckh. IV, 225).

Außerordentlich stark macht sich in Novalis ein Hang zum Dogmatismus bemerkbar. Die Medizin als Wissenschaft wird aus Begriffen deduziert, es wird der Versuch gemacht, sie aus e i n e m Prinzip herzuleiten (Kluckh. IV, 431), wobei Hardenberg sich auch hier zum Systemaufbau an die geometrische Methode anlehnt (Für seine Vorliebe, ‚more geometrico' zu systematisieren, vgl. Kluckh. III, 17 ff., 20 ff., 71, 193, 198, 205 f., 255 f., 295 f., 325.). Dies führt ihn zum abstraktesten Dogmatismus: „Das beste am Brownischen System ist die erstaunende Zuversicht, mit der Brown sein System als allgemein geltend hinstellt. — Es muß und soll so sein — die Erfahrung und Natur mag sagen, was sie will. Darin liegt denn doch das Wesentliche jedes Systems, seine wirklich geltende Kraft." (Kluckh. II, 335). Doch das Brownsche System genügte Novalis nicht lange, und zwar nicht etwa, weil eigene medizinische Beobachtungen seine allgemeine Geltung widerlegten, sondern weil es als System noch Widersprüche enthielt, ihm noch Mängel an Geschlossenheit anhafteten. Unter diesem Gesichtspunkt wurde es, wiederum rein konstruktiv, weitergebildet (z. B. Kluckh. III, 213 ff. — vgl. Bluth, Medizin S. 28—43; Diepgen, Novalis und die romantische Medizin).

Es muß erwähnt werden, daß auch Hardenbergs Verhältnis zur Medizin, sein Bild des Arztes vom „Poetischen" her ihre letzte Ausrichtung erfahren. Die Grundlage bildet seine Behauptung: „Der *Poet* versteht die Natur besser wie der wissenschaftliche Kopf." (Kluckh. III, 265.) Der „gemeinen Medizin" wird „die Medizin als höhere Kunst" gegenübergestellt; der Arzt, der sie betreibt, wird zum „Künstler der Unsterblichkeit", dessen „Hauptsorge" die Dichter „auf eine sonderbare Weise *wahrgesagt*" haben. Das Fragment, in dem dies abgehandelt wird, schließt mit den bedeutsamen Worten: „Jetzt erscheint auch der gelehrte Stand in einem neuen Lichte. Mein magischer Idealismus." (Kluckh. III, 123.)

Die Einsicht in diese Einordnung der Medizin ins poetische Weltbild ist wichtig (Olshausen und Bluth gehen hieran vorbei), da sonst dessen Geschlossenheit nicht deutlich wird.

[136]) Die Verbindungen von Hardenbergs Begriffskombinatorik und Fr. Schlegels Gedankenwelt werden bei der Lektüre von dessen Ath.-Fragm. 220 (Jugendschr. II, 238) deutlich.

[137]) Kluckh. III, 249.

stellung von Novalis und Kerner bedeutsam ist, geht dahin, daß man der körperlichen Wirklichkeit gegenüber so frei sein müsse, daß man sie vom Geist her beliebig in Bewegung setzen könne[138]). Wenn wir die letzten Ergebnisse des Novalis überblicken, so enthüllt sich uns schließlich der rätselhafte Irrlauf dieses Geistes: Unabhängigkeit von der Natur und die Möglichkeit, sie durch den eigenen Willen mit Waffen des Geistes, zu deren Bildung die Brownsche Medizin angeregt hatte, zu beherrschen[139]). — Es ist ein erschütterndes Bild, das sich uns enthüllt, der Wettlauf Hardenbergs mit seinem Schicksal, der Tuberkulose, der er unterliegen mußte.

Diese knappe Skize mag das aufdecken, was in unserem Zusammenhang wesentlich ist: Das mit Notwendigkeit gegensätzliche Verhältnis Hardenbergs und Kerners zur Natur.

Hinzu kommt, daß zwei wesentliche Haltungselemente, die krankhaft gesteigerte Erotik und eine trügerisch immer wieder aufflackerne Euphorie, beide durch das

---

[138]) „Auf dieselbe Art, wie wir unser Denkorgan in beliebige Bewegung setzen — seine Bewegung beliebig modifizieren — dieselbe und ihre Produkte beobachten — und mannigfaltig ausdrücken — auf dieselbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen — wie wir sie in Gebärden äußern — in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkürlich bewegen und aufhalten — unsre Bewegungen vereinigen und vereinzeln — auf eben dieselbe Art müssen wir auch die innern Organe unsers Körpers bewegen, hemmen, vereinigen und vereinzeln l e r n e n. Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden... Überdem ... hat man genugsam Beispiele von Menschen — die eine willkürliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkür entzogene Teile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigener Arzt sein — und sich ein vollständiges, sichres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können — dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht imstande sogar sein, verlorne Glieder zu restaurieren, sich bloß durch seinen Willen zu töten, und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper — Seele — Leben — Tod und Geisterwelt zu erlangen." (Kluckh. II, 368 f.)

[139]) Dabei schlägt er schließlich Pfade ein, vor denen dem doch gewiß nicht schwerfälligen Geist Fr. Schlegels geradezu schwindlig wird. Friedrich schreibt (Juli 1798) an Schleiermacher: „Er [Hardenberg] sucht auch auf dem chemischen Wege ein Medikament gegen die Körperlichkeit (mittelst der Ekstase), die er denn doch für eine Sommersprosse in dem schönen Geheimnis der geistigen Berührung hält. Ich werde mich aus mäeutischer Machtvollkommenheit mit ihm in eine absolute Korrespondenz setzen über den Galvanismus des Geistes, eine seiner Lieblingsideen . . . Wie nun seine Theorie der Zauberei, jener Galvanismus des Geistes und das Geheimnis der Berührung sich in seinem Geiste berühren, galvanisieren und bezaubern, das ist mir selbst noch ziemlich geheim." (Dilthey, Aus Schleiermachers Leben in Briefen, (1858—63), Bd. III, 76 f.)

Leiden Hardenbergs bedingt[140]), ihn weit von Kerner absetzen. Mit innerer Notwendigkeit gehört er in den Athenäumskreis; er wirkt in vielen als dessen echtester Vertreter. Sein Leben und Sterben ist im wahrsten Sinne Euthanasie des 18. Jahrhunderts[141]).

Wenn wir in dieser Skizze Novalis vor allem in seiner Haltung der Natur gegenüber zu zeigen versuchten, so sahen wir ihn, den Pietisten, hier letztlich als Erben einer langen christlichen (und humanistischen) Tradition und des in ihr gesetzten Verhältnisses von Geist und Natur. Novalis' großes Dichtertum und seine Frömmigkeit sind hier verwurzelt, und darin liegt der tiefste Grund seines Gegensatzes zu Kerner, dessen Frömmigkeit und Dichtertum unmittelbarer Gebundenheit und Verbundenheit mit der Natur entstammen, einer Gebundenheit, — ohne Mittlerstellung des Geistes — wie sie zwischen dem Kind und dem Mutterleib, in dem es reifte, besteht.

Als Abschluß des bisher bei dem Vergleich Kerners mit Tieck und Novalis Erarbeiteten mag nun eine Darstellung der Andersartigkeit der Dichter auf dem Gebiet der Märchendichtung dienen. Wir wählen zu diesem Zweck Novalis' Märchen von „Hyazinth und Rosenblüte" aus den „Lehrlingen von Sais"[142]), Tiecks Märchen „Der blonde Eckbert"[143]) und Kerners „Goldener" aus den „Heimatlosen"[144]).

---

[140]) vgl. H. Alexander, Die Bedeutung der Psyche für die Behandlung der Tuberkulösen, Münch. Med. Wochenschr., 1938, S. 397. — Olshausen S. 4.

In diesem Rahmen ist auch des Opiumrausches zu gedenken, aus dem gerade das Schaffen Hardenbergs in seinen letzten Monaten herauswächst. — s. „Hymnen an die Nacht", 1. H. (Kluckh. I, 55 f.), 2. H. (Kluckh. I, 56). — vgl. Bluth, Medizin S. 46 f.

[141]) Kluckhohn betont: „Hardenbergs Tod bedeutet gleichsam das Ende der Frühromantik, wie sein Werk die Höhe der Romantik überhaupt." (Einleitung zu seiner Novalis-Ausgabe S. 80.)

[142]) Man kann die „Lehrlinge von Sais" geradezu als eine einzigartige Symphonie mit den Bildungselementen Hardenbergs (als Themen) bezeichnen. Daß hierbei auch Saiten angeschlagen werden, die in unserer obigen Skizze nicht berücksichtigt wurden, liegt daran, daß bei der Vielseitigkeit seines geistigen Strebens sich manches bei ihm findet, das im Rahmen der Gesamtkonzeption fremdkörperhaft mitgeschleppt wird. Das, was aber gerade die „Lehrlinge" als poetisches Seitenstück zu den Fragmenten zeigen, ist die Grundnote von Novalis' Verhältnis zur Natur, dem Vernunftreflexion und Spekulation, wenn auch vor allem später oft in Form mystischer Imagination — das Gesicht (ein sehr vergeistigtes Antlitz) geben.

[143]) Schriften IV, 144—169.

[144]) WW III, 2—6.

Sehen wir zunächst die auftretenden Personen an: Bei Tieck sind es gebildete Menschen, die unaufhörlich über ihre eigene Lage, über die Natur des Menschen, über alles und jedes Reflexionen anzustellen pflegen; so hören wir gleich eingangs, wie die Freundschaft Eckberts zu Philipp Walter begründet wird: Jener ist „ein Mann, dem sich Eckbert angeschlossen hatte, weil er an diesem ungefähr dieselbe Art zu denken fand, der auch er am meisten zugetan war"[145]). Der Ton liegt in der ganzen Dichtung auf den Vorgängen, die sich im Inneren der Menschen abspielen, und von denen die Personen des Märchens unaufhörlich sprechen. Bertha erzählt von ihrer Kindheit bei den armen Hirten: „Oft saß ich dann im Winkel und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, . . ."[146]). Sie berichtet von dem Sonnenuntergang, den sie auf dem Weg zur Hütte der Alten erlebt und fügt hinzu: „Meine junge Seele bekam jetzt erst eine Ahnung von der Welt und ihren Begebenheiten"[147]). Die Menschen sind überhaupt immer mit sich beschäftigt; Bertha erzählt: „. . . ich fühlte mich so außerordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte"[148]). Haargenau berichtet sie ihre Seelenverfassung auf der Flucht durchs Gebirge, die sie mit den Worten schließt: „. . . am Ende war ich meiner kaum noch bewußt, ich ging müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben und fürchtete doch den Tod"[149]). Sie beschreibt genau, wie ihr zu Sinnen war, ehe sie die Hütte der Alten verließ: „. . . es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele wie ein Streiten von zwei widerspenstigen Geistern in mir. In einem Augenblicke kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt mit allen ihren wunderbaren Mannigfaltigkeiten"[150]).

Es ist wichtig, hinter diesem Menschentyp, den hier Tieck in sein Märchen gestellt hat, den frühromantischen Menschentyp schlechthin zu erkennen, den Menschen, der, auf der höchsten Höhe der Selbstbewußtwerdung stehend, sogar zu sich in einem gewissen Abstand sich befindet. Die Fäden, die sich von hier zur sogenannten „romantischen Ironie" ziehen, können an dieser Stelle nur erwähnt werden.

---

[145]) Schr. IV, 144.
[146]) IV, 146.
[147]) IV, 151.
[148]) IV, 147.
[149]) IV, 150.
[150]) IV, 158.

Neben den Reflexionen über den eigenen Zustand pflegt die Erzählerin in den Bericht ihrer Erlebnisse bisweilen allgemeine Reflexionen über die Natur des Menschen einzustreuen. So heißt es nach der Schilderung des einsamen Lebens in der Hütte der Alten: „Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungestört sein Leben bis ans Ende fortführen könnte"[151]). An anderer Stelle meint sie, es sei ein „Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekömmt, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren"[152]). Oder schließlich: „Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubt ich jetzt . . ."[153]).

Abgesehen davon, daß die meisten derartigen Sentenzen recht platt sind, ja sogar Sentenzen, hinter denen in anderem Zusammenhang tiefer Sinn stehen könnte[154]), hier in Tiecks Märchen geschmacklos wirken, sind die Menschen, die im Eckbert auftreten, durch diese Eigenschaft eines regen, stets reflektierenden Geistes bereits in gewissem Umfange gekennzeichnet.

In Novalis' Märchen finden wir ebenfalls jenes immer seiner selbst bewußt sein. Es heißt von Hyazinth: „. . . und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüt, die Zeit wurde ihm lang und die innre Unruhe legte sich, er wurde sanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüt sich auflöste. Es lag wie viele Jahre hinter ihm"[155]). Seinen Eltern sagt er beim Fortgang: „. . . wenn ich an die alten Zeiten zurückdenken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen . . ."[156]).

Suchen wir nun demgegenüber nach solchen Zügen im „Goldener", so vermögen wir dort keinen einzigen zu finden.

Eine andere Frage, die uns bei der Feststellung des Verhältnisses der Dichter untereinander wesentlich weiter führt, ist die nach ihrer Stellung zur Natur.

Tieck ließ bereits in seinem Märchenspiel „Das Reh, ein Feenmärchen" von 1790[157]) die — durch seine Märchen durchgehende — Beziehung erkennen, in der die

---

[151]) IV, 155.
[152]) IV, 159.
[153]) IV, 157.
[154]) vgl. Anm. 152 und Kleists Aufsatz „Über das Marionettentheater".
[155]) Kluckh. I, 26.
[156]) Kluckh. I, 25.
[157]) Köpke, I, 21—75.

dort auftretenden Menschen zur Natur stehen, es ist ein „feindliches, dämonisches Verhältnis"[158]). Dies bildet auch den Hintergrund des Eckbert, bezeichnet die Stimmung, die über dem Ganzen liegt, und deren Darstellung Tieck so unvergleichlich gelungen ist. Ist auf der einen Seite die Unheimlichkeit der Natur und ihr dem Menschen feindliches Wesen gleichsam in reine Stimmung aufgelöst, so wird sie daneben auch in einzelnen Bildern sinnlich herausgearbeitet. Der Inbegriff der dem Menschen feindlichen Natur ist das Gebirge; Bertha erzählt: „. . . das bloße Wort Gebirge, wenn ich davon hatte reden hören, war meinem kindischen Ohr ein fürchterlicher Ton gewesen"[159]). Als sie dann auf ihrer Wanderung durchs Gebirge kommt, ist dessen Unheimlichkeit gegen sie so stark, daß sie berichtet: „Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden, wäre es auch, daß ich mich vor ihm hätte fürchten müssen"[160]).

Danach muß nun auch der Zentralbegriff des Eckbert, die „Waldeinsamkeit", in seinem Gehalt fragwürdig werden. Er wird es in noch stärkerem Maße, wenn wir sehen, daß die Szene dieser „Waldeinsamkeit" außerhalb des Waldes liegt. Es ist nicht einmal eine von Menschenhand unberührte Landschaft, denn der Schauplatz, die Hütte der Alten, liegt an einem Hügel, „der mit Birken b e p f l a n z t war"[161]). Die Hütte selbst liegt inmitten eines grünen Tales voller Birken; eine Idylle, der uns aus dem 18. Jahrhundert wohlbekannte Schauplatz so mancher Schäferdichtung, ist diese „Waldeinsamkeit". Der kulturmüde, überkultivierte und hochgebildete Tieck macht sich hier eine stark nach Rousseau aussehende Natur zurecht. Der bildungsmüde Ästhet, ohne innere Bindung an die Natur, schafft sich eine „Natur", eine Einsiedelei.

Dem wunderbaren Zauberklang des Wortes „Waldeinsamkeit" kommt im Märchen selbst eine viel stärkere, vom Bild beinahe abgelöste Bedeutung zu als der friedlichen Hütte unter den flüsternden Birken. Der musikalische Klang „Waldeinsamkeit", der beinahe wie ein Leitmotiv sich durch das Märchen zieht, wirkt auf das Gemüt des Menschen.

Der ästhetische Einsamkeitsbegriff Tiecks, der in der „Waldeinsamkeit" sich ausprägt, stellt keinesfalls das grundlegende Gesicht des Verhältnisses von Mensch und

[158]) Benz, Märchen, 102.
[159]) Schr. IV, 148.
[160]) IV, 150.
[161]) IV, 151.

Natur in Frage, die Feindseligkeit der Natur dem Menschen gegenüber[162]).

Feindselig zeigt sich auch Hyazinth die Natur, sie stichelt boshaft den verliebten Jüngling[163]). Und als er auf die Suche nach der heiligen Göttin geht und „Menschen und Tiere, Felsen und Bäume" nach ihr fragt, heißt es: „Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid . . . Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg . . ."[164]).

Aber bei Novalis ist der Mensch auf magische Weise Meister der Natur. Im Märchen verwirklicht sich das, was wir bereits aus den Theorien Hardenbergs erkannten. Die Natur verwandelt sich im Maße von Hyazinths eigener innerer Wandlung: „. . . die innre Unruhe legte sich, er wurde sanfter . . . Nun wurde die Gegend auch wieder reicher . . ." Noch deutlicher an anderer Stelle: „Immer höher wuchs jene süße Sehnsucht in ihm, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter . . ."[164]). Diese aus seiner freien Willkür erschaffene „Natur" ist ihm freundlich: „Die Blumen und die Quellen lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter"[164]).

Diese poetische Verwandlung der Natur ist zugleich eine Entsinnlichung. Die Überwindung alles Körperlichen ist die letzte Stufe der Verwandlung[165]).

Wir haben bei Novalis zwischen Natur und magisch erzeugter „Natur" zu scheiden. Der ersteren wird er nicht gerecht; sie bedeutet ihm ja kaum etwas im Verhältnis zu der anderen. So kommen dann Bilder zustande, die von einem ausgesprochenen Mangel an Beobachtungsgabe

---

[162]) Die andere Seite von Tiecks Verhältnis zur „freien" Natur wurde bereits behandelt.

[163]) Kluckh. I, 24.

[164]) Kluckh. I, 26.

[165]) Es ist nicht belanglos, daß mitten durch die magische Welt rationale Elemente sichtbar werden, „Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte." Daß Hardenberg hier nötig hatte, mit einer rationalen Kausalität das tiefste Wunder zu stützen, stört nicht nur die Stimmung des Märchens, sondern wirft ebenfalls wiederum ein Licht auf die so oft bestrittenen aufklärerischen Züge in seinem Wesen.

O. Walzel sagt durchaus berechtigt: „Mit der Lampe des Verstandes wird in die tiefste Gefühlswelt geleuchtet . . . Novalis meinte, die Quellen des Unbewußten mit dem Verstand erfassen zu können . . ." (Handbuch, II, 33). Mit unbedingter Entschiedenheit führt Novals die Entsinnlichung durch: „Es dünkte ihm alles so bekannt und doch in niegesehener Herrlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau." (Kluckh. I, 27.)

zeugen, wie jenes von dem Eidechschen, das „mit dem Schwänzchen wedelte"[166]).

Dagegen finden wir Kerners Goldener in einem innigen Verhältnis zur Natur. Die Freude des Dichters am Beobachten und die Freude an den Dingen bringen in die Schilderungen einen warmen Ton, den wir bei den Jenensern vergebens suchen. Vor allem hat Kerner die Natur, die er gestaltet, erlebt.

Vergleichen wir nur wenige Zeilen der Schilderung einer Felsenlandschaft bei Kerner und bei Tieck:

Kerner:

„. . . denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere"[167]).

Tieck:

„. . . Klippen, so aufeinandergepackt, daß es das Aussehen hatte, als wenn sie der erste Windstoß durcheinanderwerfen würde"[168]).

Der Goldener wirkt wie ein Volksmärchen, die beiden anderen könnten nie über ihre künstliche Herkunft im Ungewissen lassen. Alles bisher Gesagte ordnet sich letztlich unter diese entscheidende Gegensätzlichkeit, die sich bis in alle Einzelheiten zieht.

Kerner hebt seinen Helden durch Tugenden und Eigenschaften im Sinne des Volksmärchens hervor. Obwohl Goldener der jüngste unter den Söhnen des Hirten ist, ist er „doch der stärkste von allen und der größte"[169]).

Der ästhetische Romantiker Novalis dagegen zeichnet seinen Helden als „bildschön, sah aus wie gemalt, tanzte wie ein Schatz" und Rosenblüte ist ein „köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldene Seide (bei Goldener heißt es schlicht: „Seine Haare waren wie Gold"), kirschrote Lippen, wie ein Püppchen gewachsen . . ."[170]).

Das Wort „bildschön" ist geradezu bezeichnend, die Geschöpfe der Natur werden danach bewertet, wie weit sie einem vom künstlerischen Menschen willkürlich gesetzten Schönheitsideal entsprechen. Ähnlich ist es, wenn Tieck den „wunderbaren Gesang" des Vogels dadurch auszeichnet, daß er sagt: „. . . so war es fast, als wenn Waldhorn und Schalmei ganz in der Ferne durcheinander spielen"[171]).

---

[166]) I, 24.
[167]) WW III, 3.
[168]) IV, 149.
[169]) WW III, 2.
[170]) Kluckh. I, 24.
[171]) IV, 152.

Bei Kerner steht, wie bei Novalis und Tieck, ein Kind im Mittelpunkt des Märchens. Wie verschieden aber sind diese Kinder. Goldener, das echte Kind des Volksmärchens, das sich im „dicken Wald" verirrt hat und die Hütte seines Vaters sucht, dabei aber dem Vogelsteller ins Garn läuft und auch gern bei ihm bleibt; „ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden"[172]). Als ihn der Vogelsteller verjagt, geht er „getrost in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen", Da läuft er einem Gärtner in den Garten und läßt sich von ihm festhalten. Es folgen, ganz in der Art des Handlungsablaufs im Volksmärchen wieder dieselben Worte, „zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte . . ."[173]). Als der Gärtner ihn fortjagt, geht er getrost in den Wald zurück. und „nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen"[174]). Als er diesmal zu Fischern auf eine Barke trat und sie mit ihm vom Lande stießen, da ließ er es sich gefallen, „zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden"[175]).

Das Märchen Kerners rückt durchaus neben das Volksmärchen und das über dem Kehrreim sich aufbauende Volkslied. Neben der formalen Bedeutung dieses Kehrreims im Goldener geben gerade diese Stellen uns ein lebendiges Bild Goldeners als eines echten Kindes, dem verstandesmäßige Erwägungen fremd sind.

Stellen wir nun neben dieses Kind das Tiecksche altkluge Mädchen Bertha oder den Hardenbergschen Knaben Hyazinth, der seinen Eltern beim Abschied erklärt, er gehe „dahin, wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüt entzündet."

Man könnte den Vergleich noch weiter ausdehnen; wesentlich Neues würde sich nicht ergeben, und die Erkenntnis, um die es hier geht, dürfte durch das Entwickelte klar genug geworden sein. Nur eines noch, an dem nochmals die tiefe Kluft des weltanschaulichen Gegensatzes zwischen Kerner und den beiden Jenensern im Ganzen ersichtlich wird.

Der Mensch des Tieckschen und Hardenbergschen Märchens ist f r e i. Am stärksten wurde das bei Hyazinth sichtbar, als die Natur seine eigene innere Wandlung gleichsam allegorisch wiederholen mußte. Auch bei

[172]) III, 4.
[173]) III, 5.
[174]) III, 5.
[175]) III, 6.

Tieck ist es ein frei verantwortlicher Mensch, der in einem komplizierten Schuld- und Sühne-System durch eigene Schuld sich sein Schicksal schafft.

Die Märchenwelt verleiht dem in sie verschlagenen Menschen einen „unbegreiflichen Reiz"[176]), und es ist schon bezeichnend, daß das Verhältnis zur Märchenwelt hier unter Zuhilfenahme einer Negation ausgedrückt werden muß.

Tieck nimmt, obgleich das Märchen in Ich-Form erzählt wird, eine klare Trennung der Welten vor. Erst als es „um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehen" war, vermischt sich ihm „das Wunderbarste mit dem Gewöhnlichsten"[177]). Bei Hardenberg ist ein schneidender Bruch im Schluß des Märchens: „Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloß alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyazinth lebte nachher noch lange mit Rosenblütchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rat und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menschen soviel Kinder, als sie wollten"[178]).

Bei Kerner, der im Goldener durchaus die gleiche Weltordnung aufbaut, die das Volksmärchen vertritt, ist Goldener kein „freier" Mensch. Es ist gar nicht sein Verdienst, noch sein Wille, daß er schließlich König wird. Immer sind es schlechthin überpersönliche Mächte (wenn auch hier durch den Vogelsteller, den Gärtner und die Fischer vertreten), die das Leben des Menschen bei Kerner wie im Volksmärchen führen. Einen Gegensatz von Märchenwelt und realer Welt kennt Kerner nicht.

Hatten wir zunächst nur etwas Negatives vom Verhältnis Kerners zu Novalis feststellen können, so sei andererseits auch darauf hingewiesen, in welcher Beziehung die Gestalt des Novalis fruchtbar für Kerner wurde. Er schreibt: „Oh, Pauly"![179]) . . . Auch er ist ein Beweis, wie Novalis, wie Seraphine und Serpentin (aus den „Hei-

---

[176]) IV, 162.
[177]) IV, 168.
[178]) Kluckh. I, 27.
Erwähnt sei hier nur noch der starke erotische Zug des Märchens. Wir sprachen bereits oben davon, daß an dieser Stelle ein starker Gegensatz zwischen Hardenberg und Kerner offenliegt.
Es braucht wohl nicht ausdrücklich betont zu werden, daß zwischen der krankhaften Erotik des Novalis und der derben Sinnlichkeit des Volksmärchens keine Verwandtschaft besteht.
[179]) Studienfreund Schwabs, der kurze Zeit vorher an Nervenfieber gestorben war.

matlosen"), daß Gemüter der Art, die die Natur so gern an ihre Brüste legt, gar bald auf immer in ihren Schoß kehren"[180]).

Des Novalis Lebensschicksal wird ihm hier zur Bestätigung eigener Auffassungen über einen bestimmten Menschentyp.

Novalis wird also nicht durch seine Ideen für Kerner bedeutsam, sondern Kerner sieht ihn als Persönlichkeit, und zwar nicht so sehr von der geistigen Seite her als von der physischen, naturhaften. Dies beweist auch die Enttäuschung, die er bei näherer Bekanntschaft mit Novalis erleben mußte: „Es macht aber eine sonderbare Wirkung und stört doch, wenn man sich den Novalis als Amtshauptmann oder als Salzbeisitzer denkt. Das ist entsetzlich!! Ich hätte mir sein Leben doch viel anders vorgestellt"[181]). Diese Äußerung mag das abschließen, was über das Verhältnis von Kerner und Novalis zu sagen ist.

Wie aber steht es mit inneren Beziehungen zwischen dem literarischen Haupt der Jenenser, Friedrich Schlegel, und Kerner?

Aus der Feder von Uhlands und Kerners Freund Heinrich Köstlin besitzen wir den Beleg einer Auffassung, die erkennen läßt, wie wenig Fr. Schlegel in diesem Kreise anerkannt wurde. Er schreibt am 31. 1. 1810: „Bei Friedrich Schlegel siehts Du wohl einmal einen Bekannten von mir, Dr. Klinger, einen Wiener, der Friedrich Schlegelsch-ästhetische Kultur sich eingeimpft hat"[182]). Kerner selbst berichtet an Uhland aus Wien über seine Bekanntschaft mit Schlegel und den Eindruck, den dieser auf ihn gemacht hat. Durchaus lobend wird gesagt: „Schlegel ist der treuherzigste, redlichste Deutsche und außerordentlich lieb und angenehm . . . Im Umgang scheint aber seine Frau viel geistreicher zu sein als er . . ."[183]). Wer vermöchte

---

[180]) BrwK, I, 343.

[181]) 25. 1. 1810. — BrwK I, 95.

[182]) BrwK I, 101

[183]) „Schlegel sieht ganz anders aus, als man sich ihn wohl vorstellt. Er sieht fast philisterhaft aus, übrigens sieht man in seinem Gesicht viele Kraft und Festigkeit. In dem, was er spricht, merkt man ihm den Schlegel nicht an. An meinem Maultrommelspiel fand er viel Wohlgefallen, er nannte es eine seltsame, wunderbare Art; belobte es also mit zwei Worten, die ich sehr gerne gebrauche . . . Er liebt hie und da Witze zu machen, die aber oft fataler sind als die meinigen in Tübingen nach dem Mittagessen. Über die oder jene Speise, über den Vorteil der Wachslichter vor den Talglichtern kann er lange sprechen mit seiner Frau, wie mit anderen über Politik etc. Dagegen ist es schwer, ihn auf literarische Gegenstände zu bringen, weil er sich sehr hütet, über irgendeinen ein Urteil zu fällen, welches wohl begreiflich ist." (Januar 1810 an Uhland, BrwK I, 91,95.)

hinter diesem Bild auch nur die Umrisse des Friedrich Schlegel der Jenenser Zeit zu erkennen?

Eine in diesem Zusammenhang sowohl sachlich wie methodisch entscheidende Frage ist die nach der Abhängigkeit der Freunde von Schelling.

Die Behauptung eines Abhängigkeitsverhältnisses zwischen einem Dichter und einem Philosophen wird oftmals recht leichtfertig aufgestellt. Zur rein methodischen Seite der Probleme ist zu sagen: Jede philosophische Systemgründung erfolgt auf dem Boden der Weltanschauung des Philosophierenden. Es liegt im Wesen des philosophischen Systems, daß es eine starke Verfestigung der weltanschaulichen Position seines Trägers mit sich bringt, daß es aber als Philosophie auf einer anderen Ebene als Weltanschauung liegt. Jede Weltanschauung ist ein Ganzes und schließt eine andere Weltanschauung notwendigerweise aus. Eine Abhängigkeit einem Philosophen gegenüber kann im eigentlichen Sinne somit nur dann Statt haben, wenn der Abhängige, der Schüler, auf derselben Weltanschauung fußt wie der Lehrer. Diese Gleichheit kann von vornherein gegeben sein, sie kann auch dadurch erzeugt werden, daß jemand seine Weltanschauung aufgibt, wenn sie durch die überlegene Kraft einer fremden Philosophie gebrochen worden ist, sich dann die Weltanschauung des fremden Philosophen zu eigen macht und ihm schließlich in seine Philosophie folgt. In diesem Fall kann mit dem größten Recht von Abhängigkeit einem Philosophen gegenüber gesprochen werden. Es geht jedoch keinesfalls an, von Abhängigkeit dann zu sprechen, wenn jemand, in seiner Weltanschauung beharrend, aus einer fremden Philosophie Gedanken als Anregung übernimmt und sie in den vorher bereits gegebenen Zusammenhang seiner eigenen Weltanschauung einfügt.

Die für uns wichtige Frage, ob Kerner und Uhland einerseits und Schelling auf der anderen Seite von einer gleichen weltanschaulichen Grundlage ausgingen, muß nach allem bisher Gesagten entschieden verneint werden. Daß bei beiden Schellingsche Gedanken, die auf den verschiedensten Wegen an sie gekommen waren, in Einzelheiten sich bemerkbar machen, unterliegt keinem Zweifel.

Die entscheidende Bedeutung Schellings für Kerner liegt aber nicht in den von ihm übernommenen Einzelheiten; sondern, um es mit Kerners eigenen Worten zu sagen: „Durch Schellings Naturphilosophie wurden andere gute Köpfe ermutigt, die Fesseln der alten Systeme abzuschütteln und sich im kühneren Fluge in das Gebiet der unendlichen Natur zu schwingen. Der anmaßende und wegwerfende Ton der Besserwissenwollenden fand nicht mehr so allgemein statt“[184]). Das Auftreten der Persönlichkeit Schellings ist es, was auf Kerner am meisten gewirkt hat. Das Bedeutsame sind nicht die Ideen seiner

[184]) Mesmer, S. 106; vgl. Pocci, 340 f. — Über das Verhältnis Kerners zu der unter Schellings Führung großgewordenen romantischen Medizin wird an anderer Stelle gesprochen.

Naturphilosophie[185]), sondern daß er sie gegen eine „besserwissenwollende" Welt durchgesetzt hatte, das ermutigende Beispiel, das er gegeben hatte, ist das Anerkannte[186]).

Wenn wir bisher feststellen mußten, daß weltanschauliche Bindungen zwischen Uhland und Kerner und dem Schlegelkreis kaum vorhanden sind, so zeigt sich doch andererseits, daß die Tübinger für das Stilistische ihrer Dichtung mannigfache Anregungen von den Jenensern empfingen.

Man hat bemerkt, daß in Kernerschen Bildern sehr oft Wahrnehmungen verschiedener Sinne vermischt sind, daß z. B. Eindrücke, die mit den Augen aufgenommen werden, durch akustische Beiwörter genauer bezeichnet werden (er nennt einmal die Lerche ein „tönendes romantisches Licht"). Heinzmann[187]) sieht gerade in dieser Bildhaftigkeit, die auf Vermischung der Sinne gestützt ist, ein Hauptkennzeichen romantischen Stils und bringt hierfür eine große Reihe Belege aus Dichtungen Tiecks, Brentanos, Hoffmanns, um auf diese Weise „romantischen Stil" bei Kerner nachzuweisen.

Auch hinter solchen Gemeinsamkeiten sind zweifellos starke Unterschiede zu bemerken. Was bei Tieck freies Spiel mit dem Material der sinnlichen Wahrnehmung ist, erklärt sich bei Kerner zum Hauptteil aus seiner eigentümlichen Art der Wahrnehmung und Beobachtung. Diese steht bei ihm unter sehr geringer Selbstkontrolle. Je weniger aber der Mensch seine Wahrnehmungen durch

---

[185]) Es handelt sich hier, wie nochmals betont werden muß, jeweils nur um Schellings Werk aus der Zeit vor 1809.

[186]) Es ist gewiß von großer Bedeutung, daß die Universität Tübingen gerade während der Blütezeit des deutschen Idealismus keinen Philosophen besaß, der Fichte oder Schelling dort heimisch gemacht hätte. Klüpfel berichtet: „Als 1798 . . . das Ordinariat der Philosophie erledigt wurde, verlangte die öffentliche Stimme dringend, daß nun ein Lehrer angestellt werde, der mit der modernen Philosophie gründlich vertraut sei. Es wurden allerlei Vorschläge in dieser Richtung gemacht, auch bewarb sich der Vater des jungen Schelling für seinen Sohn, der selbst nicht abgeneigt gewesen wäre, von Jena nach Tübingen zu gehen, jedoch die Majorität des Senats meinte, Schelling sei zwar ein großes Genie, aber er tauge nicht für Tübingen. Er hatte schon zu großen Rumor gemacht. So fand man es denn bequemer, einen philosophischen Dilettanten . . . Andr. Heinr. Schott, zum Ordinarius für Metaphysik vorrücken zu lassen. Dieser repräsentierte sie dem Namen nach bis 1829, und so kam es, daß Tübingen in der Epoche der lebendigsten philosophischen Bewegung, während der Blütezeit der Fichteschen und Schellingschen Philosophie, keinen offiziellen Vertreter derselben hatte." (Geschichte, S. 57 f.)

[187]) a. a. O. — dort auch die Literatur, auf die sich Heinzmann stützt.

den Verstand ergreift und je feinfühliger er ist, desto leichter gehen ihm die Wahrnehmungen der einzelnen Sinne in ein Bild über, an dessen Hervorbringung alle Sinne beteiligt zu sein scheinen, indem die primär unbeteiligten Sinne reflektorisch mitwirken. Die Bedingungen für diesen Vorgang treffen, wie wir immer sehen werden, für Kerner in hohem Maße zu; und so gibt er oftmals einen Gesamteindruck durch Bezeichnungen wieder, in denen die einzelnen Sinne nicht geschieden erscheinen.

Entsprechend entspringt die „romantische" Kompositionslosigkeit mancher seiner Dichtungen, besonders der Reiseschatten[188]), ganz eigentlich seinen besonderen Anlagen. Die jähen Stimmungswechsel, die den Menschen Kerner auszeichnen, prägen sich ganz natürlich auch in seinem Dichten aus. Beispiele dafür, daß er den Formkünsteleien der Jenenser folgt, finden sich dagegen in seinem Werk nirgends.

Aber auch hier besteht die Beziehung der Kernerschen „Romantik" zu den Jenenser Dichtungen hauptsächlich darin, daß die Art, wie sie gegen jedes Herkommen dichteten, ihm Mut gab, in seiner Eigentümlichkeit ebenfalls hervorzutreten.

Das, was man[189]) bei Kerner „romantische Ironie" in bezug auf sein Arzttum genannt hat[190]), hat mit dem Inhalt des Schlegelschen Begriffes kaum etwas zu tun. Bei Kerner handelt es sich um die jeden Arzt einmal befallende Erkenntnis, wie wenig er im Grunde mit seinem Können ausrichten kann, und darum, daß der Arzt Kerner zutiefst darunter leidet.

Kernerscher und Uhlandscher Humor ist völlig unabhängig von den romantischen Vorbildern. Schon in der Schulzeit zeigte Uhland denselben mutwilligen Humor, den wir päter bisweilen in seinen Dichtungen finden, so zeichnete er, während Cicero im Unterricht gelesen wurde, die ehrwürdigen Römer in „ergötzlichen Karikaturen mit Kaffeetasse und Schnupftabaksdose"[191]). Kerner zeigt ebenfalls Proben seines Humors schon in einer Zeit, ehe er noch romantische Dichtungen kennen konnte[192]).

Unter den einer „Stilgeschichte" angehörigen Begriff Romantik, der von den Jenensern und dem Wunderhorn abgeleitet wäre, könnte man „am Rande" Uhland und

---

[188]) vgl. Heinzmann, S. 46.
[189]) Heinzmann, S. 52.
[190]) gestützt auf Kerners Gedicht „Des Arztes Traum" — WW III, 46 ff.
[191]) Jahn, S. 7.
[192]) WW II, 221 ff., 233 ff.

Kerner einordnen[193]). Unter dieser Außenfläche bestehen jedoch die schärfsten weltanschaulichen Gegensätze:

Einerseits vertreten die Jenenser eine Welt, die der Uhlands und Kerners geradezu entgegengesetzt ist, so daß die gemeinsame Bezeichnung Romantik inhaltlos würde. Andererseits ist die Frühromantik letzten Endes eine Alterserscheinung des 18. Jahrhunderts. Sie enthält in keiner Weise in ihrer Weltanschauung die Grundlagen eines Lebenskräftigen, das ungebrochen ins neue Jahrhundert übergehen konnte: Eine Weltanschauung, die wirklich gelebt werden konnte, mußte daher außerhalb von ihr entstehen. Das geschah in Heidelberg und in Tübingen. Dort war der Glaube Träger des Weltbildes, das heißt in diesem Falle die unmittelbare Bindung an die Natur und die Vorzeit.

* * *

Die reichste Fülle von Anregungen ging für Uhland und Kerner von „Des Knaben Wunderhorn" aus. Hier war etwas entstanden, das ihnen beiden viel näher verwandt war als Tieck und dessen ästhetische Wiederentdeckung der Minnelieder. Hier fanden sie ihre eigenen Ideen viel stärker bestätigt als im Werk von Jena, hier konnten sie sich viel ehrlicher anlehnen. Es fällt aber auch hier auf, welchen Wert Uhland auf seine Eigenständigkeit neben den Heidelbergern legt. Er feiert das Erscheinen des Wunderhorns in seinen „Liedern der Vorzeit" (1807), nicht ohne gleich eingangs zu betonen:

Als Knabe stieg ich in die Hallen
Verlass'ner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen
Und sah die hohen Münster an.
Da war es, daß mit stillem Mahnen
Der Geist der Vorwelt bei mir stand,
Da ließ er frühe schon mich ahnen,
Was später ich in Büchern fand . . .[194]).

Wenn wir daran denken, daß Tieck auf die Heidelberger anregend gewirkt hat, und daß auch ihrem Volksliedbegriff noch viel von dem einer literarischen Gattung anhaftet, so können wir diese Entwicklungslinie über Arnim und Brentano verlängern, sie führt uns auf den 1806 und 1807 mit Uhland und Kerner in angeregtem

[193]) Nachdem man nun bereits einen Eindruck von Uhland und Kerner und ihrer „Romantik" bekommen hat, lese man, um den elementaren Gegensatz zwischen ihnen und dem Geist Fr. Schlegels voll zu verspüren, dessen Ath.-Fragm. 238, das für seine ganze Art schlechthin typisch ist. (vgl. auch Jugendschr. II, S. 244 f. Nr. 252.)

[194]) Fränkel, I, 141; vgl. auch oben S. 28, Anm. 68.

Briefwechsel stehenden Leo von Seckendorff[195]), der 1809 als österreichischer Offizier im Kampf gegen Napoleon fiel. Er steht mit seiner Auffassung vom Volkslied den Schwaben am nächsten[196]).

Von ganz besonderer Bedeutung ist das Wunderhorn für Kerner geworden. Es bezeichnet einen der merkwürdigsten Punkte seiner Entwicklung. Das Dichten an sich war ihm vorher nie eigenste Sache gewesen. Die Reimfreudigkeit seines Stammes lebt in ihm wie in seinen Brüdern. Sein Verhältnis zur Natur ist ihm Herzenssache, und davon singt er in Versen, die er fremden Vorbildern und Darstellungsformen abborgt, ohne sich darüber besondere Gedanken zu machen. Nicht, wie er etwas sagte, sondern was für Anschauungen hinter dem Gesagten standen, ist für diese Zeit von einziger Bedeutung.

So ist es durchaus belanglos, festzustellen, daß Kerner als Student vom Klassizisten zum Romantiker wurde, „vom Freund antiker Formen zum Volkslieddichter"[197]).

Es ist eine, nicht erst in neuerer Zeit gemachte Entdeckung, daß Kernersche Gedichte der „vorromantischen" Zeit starke Ähnlichkeit mit Höltyschen Klängen aufweisen. Zeitgenossen, die sein erstes Dichten nicht durchschauten, mochten wohl meinen, in ihm „Hölty von den Toten auferstanden" zu sehen[198]).

Der Freund Uhland, der ihn am besten kannte, wußte es besser, wenn er in der schon angeführten Besprechung der Gedichte Schoders schließt: „Das Urtheil, welches Schoder über Deine Gedichte gefällt hat, daß er sie von Höltys Gedichten abhängig glaubt, zeugt von seinem Mangel an Empfindung, von gänzlicher Blödsichtigkeit in Gegenständen des zarteren Gefühls"[199]).

---

[195]) Sein Almanach auf 1807, an dem besonders Kerner und Uhland mitgearbeitet haben, zeigt, wie schnell Anregungen des Wunderhorns für die Balladendichtung fruchtbar geworden waren. — (vgl. Kayser, Geschichte, S. 151.)

[196]) Er schreibt 1807 an Kerner, er wolle ein deutscher Percy werden, „das Wunderhorn hindert mich hier nicht. Ich habe manches daran auszusetzen; aber die Herausgeber würden schwerlich meine Meinung annehmen, daher kann mein Werk sehr wohl neben dem ihren bestehen. Ich wünsche nur Originale . . . zu geben . . . Kommt noch ein zweiter Teil des Wunderhorns heraus, . . . so gebe ich gern die Texte meiner Lieder dazu — einstweilen stehen sie da gut. Sonst veranstalte ich eine eigene Sammlung — und suche diese hauptsächlich durch die möglichste Wohlfeilheit dem Landmann selbst in die Hände zu spielen . . ." (BrwK. I, 8 f.)

[197]) Richert, S. 19.

[198]) Nehrlich an Kerner am 24. 2. 1807 (BrwK. I, 11).

[199]) BrwU. I, 12.

Das Wunderhorn spielt nun im Verein mit dem Umgang mit Uhland eine ähnliche Rolle für ihn, wie das Zusammentreffen mit Gothes Liedern sie für Uhland gespielt hatte. Das war seine Welt, die ihm da entgegentrat[200]). Aus der ersten Begeisterung erwächst das erste uns aus Kerners Studienzeit bekannte Gedicht: „Mir träumt ich flög gar bange . . ."[201]). Hier vollzieht sich etwas, was wir aus der vorherliegenden Dichtung Kerners nicht kennen. Mit den Jugendgedichten, in denen er sich gewiß an Hölty anlehnte, ist er nie zum Höltyaner geworden, sie wirken dichterisch-formal immer unecht, bleiben nur halb. Ganz anders dieses von Kerner später „Der schwere Traum" betitelte Gedicht, das so echt volksliedhaft wirkt, daß Brentano, dem es durch Zufall ohne Verfassernamen zukam, es bedenkenlos als echtes Volkslied im zweiten Teil des Wunderhorns abdruckte[202]).

Die Bekanntschaft mit dem Wunderhorn wurde für ihn zum stärksten auslösenden Moment. Aus dem Erlebnis fand er seine eigene Sprache des Dichtens; nicht Nachahmung bezeichnet den neuen Ton seiner Lyrik, sondern nun bietet er auch in der Darstellungsweise ganz und gar Eigenes.

Auf Beziehungen zwischen den Schwaben und dem Heidelberger Kreis werden wir im Verlauf unserer Darstellung immer wieder stoßen. Es wäre unzweckmäßig, das, was sich darüber im einzelnen feststellen läßt, nur deshalb aus seinem sachlichen Zusammenhang zu reißen, um es an einer Stelle zusammenzufassen. Vor allem spricht ein Grund dagegen: das Werk von Heidelberg war noch nicht abgeschlossen, als Uhland und Kerner auf dessen Schöpfer trafen, daher fielen Anregungen aus Heidelberg auf durchaus verschiedene Entwicklungsstufen des Werkes der Tübinger.

---

[200]) Man halte sich bei dem Folgenden (im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Jena, Tübingen und Heidelberg) die verständnislosen Ausfälligkeiten vor Augen, die Fr. Schlegel in seiner Kritik des Wunderhorns schrieb (November 1805 an seinen Bruder): „Aus Deutschland habe ich sonst auch nichts neues erhalten, außer einem dicken Band von Arnim (und Brentano) sogenannte alte deutsche Lieder, was man sonst Volkslieder nannte; sehr viel bekannte und oft gedruckte aus Herder pp., dann einige gute alte, die ich noch nicht kannte, vorzüglich aber eine große Menge Schund, Kroppzeug, Crethi und Plethi, mit vielen eigenen Brentanereien, die, wenn sie nicht unverständlich wären pöbelhaft heißen müßten. — Man kann das Buch in dieser Rücksicht auch Gassenjungiana nennen." (zit. nach Benz, Romantik, S. 302.)

[201]) WW III, 44.

[202]) vgl. Heinzmann, S. 13 f. und Richert, S. 20 ff.

Eines aber gilt es hier festzuhalten, und das ist zugleich die wichtigste Erkenntnis aus diesem ganzen Fragenkreis: die Tübinger und die Heidelberger gingen von der gleichen Grundlage aus, sie haben die gleiche weltanschauliche Blickrichtung, sie setzen sich im Grunde mit den gleichen Fragen auseinander.

Die Tübinger Bewegung ist, wie sich noch zeigen wird, im selben Maße „religiöse Romantik" (um mit Baeumler zu sprechen) wie die Heidelberger Bewegung; hier wie dort steht im Untergrund ein religiöses Verhältnis zu Natur, Sage, Mythus und Geschichte, hier wie dort begeistertes Bekenntnis zum Volk, zur Nation.

Das klarste Bild von der Einstellung Uhlands zu den Heidelbergern geben seine Äußerungen über die „Zeitung für Einsiedler". Des eigenen Zieles gewiß und eine Gemeinsamkeit des Strebens hervorhebend, schreibt er am 7. Mai 1808 an die ihm unbekanten Herausgeber: „Die Tendenz der Zeitung f. E., besonders die darin herrschende Liebe zur alten Zeit, erregte in uns den Wunsch, auch unser Fähnlein zu diesem Unternehmen stoßen zu lassen"[203]).

Die Einsiedlerzeitung ging Uhland also lediglich in bezug auf ihr Bekenntnis zum Altdeutschen an. In der Antwort Arnims auf die Übersendung seiner und Kerners Beiträge freute ihn besonders, daß jener mit seiner Zeitung dem Publikum „gerade das mannigfaltige vergessene Talent unsrer und vergangener Zeit in seinem jetzigen Elend strafend vorhalten möchte"[204]).

Gemeinsame Liebe fürs Altdeutsche ist mithin das Zeichen, unter dem Uhland sein Fähnlein zu den Einsiedlern hatte stoßen lassen, und die Schwaben begaben sich nicht in eine geistige Gefolgschaft unter Arnim und Brentano. Dies wird besonders erhärtet durch Uhlands Stellungnahme im Streit der Einsiedlerzeitung mit dem Cottaschen Morgenblatt (1808)[205]). Es fällt auf, in wie wenig entschiedener Weise Uhland hier überhaupt Partei nimmt. Er will „über diese Streitigkeiten im einzelnen kein Urteil fällen" und erklärt schließlich, daß darin ein Gutes liege, daß ein solcher Schritt „unsere lethargische Zeit" aufrüttle[206]).

---

[203]) BrwU. III, 468. — Ebenso betont er in einem Brief an Mayer: „. . . überhaupt zog mich die darin herrschende Liebe zur alten Zeit an. Wir sandten unsere Beiträge an die Redaktion, die wir übrigens nicht kannten . . ." BrwU. I, 98.

[204]) BrwU. I, 98.

[205]) Trösteinsamkeit, S. XXXVIII ff.

[206]) BrwU. I, 99.

Arnim und Brentano spielen überhaupt eine minder bedeutsame Rolle für die Schwaben. Viel wichtiger ist ihre Bekanntschaft mit den Brüdern Grimm und Görres.

Uhland und Brentano waren grundverschiedene Persönlichkeiten, und wenn ihr Werk auch aus dem selben Boden erwachsen war, so nahm ihre Entwicklung zur Reife doch ganz verschiedene Bahnen, und darüber trat die alte Gemeinsamkeit des Strebens bald in den Hintergrund. Der Abstand, der sich verhältnismäßig zeitig herausbildete, wurde noch wesentlich durch ein verletzendes Urteil Brentanos über Uhlands Gedichte aus der Einsiedlerzeitung verbreitert[207]).

Die ersten Werke der Heidelberger: Wunderhorn und Görres' Volksbücher fanden bei den Schwaben einen wohl vorbereiteten Boden[208]). Bereits ehe Uhland Görres' „Teutsche Volksbücher" selbst gelesen hatte, war ihm bekannt, welche Volksbücher Görres erfaßt hatte, und er hebt hervor, daß Kerner bereits mehr Volksromane zusammengetrieben habe als „im Görres stehen"[209]). Als er dann Görres selbst liest, mißt er bereits dessen Leistung an ihrem Verhältnis zu den Originalen[210]). Am 24. 8. 1811 schreibt er an Kerner: „Von Köstlin habe ich Görres' Volksbücher erhalten. Solange man dieses Buch liest, muß man keines der Volksbücher selbst zur Hand nehmen, denn sonst sticht der bilderreiche Görressche Stil gegen den einfachen Volksstil allzusehr ab, . . .".

Auch hier spielt sich also derselbe Vorgang wie bei der Aufnahme des Wunderhorns[211]) ab. Die Schwaben gehen sofort einen Schritt weiter als die Heidelberger, lassen sich von jenen gleichsam hauptsächlich Quellenhinweise bieten, um sich selbst unmittelbar der Volksdichtung zuzuwenden und sich nicht bei den Nachdichtungen aufzuhalten[212]).

---

[207]) Am 13. 3. 1809 schreibt Uhland an Mayer: „Letzthin hört ich von dritter Hand ein Urteil Brentanos über meine Gedichte, . . ., wonach sie ihm noch zu altväterisch (d. h. soferne man alte Poesie, Morgenblattspoesie, der neuern romantischen entgegensetzt,) dünken." (BrwU. I, 110.)

[208]) vgl. dazu unten unsere Darstellung von Kerners Verhältnis zum Volksgut.

[209]) BrwU. I, 135.

[210]) BrwU. I, 260.

[211]) vgl. Kerners Bemerkungen beim Abdruck der Ballade vom Grafen und seiner Magd in den Reiseschatten (WW. I, 177). — Hinweise auf einzelnes von Kerner aus dem Wunderhorn aufgenommene bei Steig I, 361; Euphorion 429 f.

[212]) In Kerners Reiseschatten werden unter dem Bücherschatz des Dichters Kullikeia elf Volksbücher namentlich aufgeführt. (WW I, 158 f.)

Es ist freilich noch ein weiter, aber sich bereits damals in seiner Richtung andeutender Weg bis zu Uhlands Volksliedersammlung, in deren Vorwort es dann heißt: „Das ganze ist weder eine moralische noch eine ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens"[213]).

Immer findet man an Uhland eine stark ausgebildete Festigkeit des eigenen Urteils gegenüber den Gedanken und Anregungen, die er aus dem Heidelberger Kreis empfängt. Es ist durchaus nicht der Ton des Schülers, der von seinem Lehrer spricht, wenn Uhland im Ton des urteilsberechtigten Sachkenners über Görres schreibt: „Das Beste, was ich über diesen Gegenstand (Poesien und Sagen von Karl dem Großen) kenne, steht in Görres Volksbüchern unter dem Titel Heymonskinder. Görres hat manches vorgeahnt, was die Aufschließung der Quellen seiner Zeit bewähren wird"[214]).

---

[213]) Vorwort S. VIII — vgl. BrwU. II, 287, 339; III, 74, 303.

[214]) BrwU. I, 319. — Über weitere Beziehungen zwischen Uhland und den Brüdern Grimm und Görres wird an anderer Stelle ausführlich zu sprechen sein.

III. Kapitel

Das Gesicht des Kernerschen und Uhlandschen Werkes

Wir erkannten den Gegensatz zwischen der Romantik von Jena und der Welt Uhlands und Kerners, deren Wurzeln sich bereits in den ersten Bekenntnissen unserer Schwaben zeigten. Bei ihnen verspüren wir eine ungebrochene Lebenslinie. Die Elemente ihrer Weltanschauung finden sie aus einem Jugendglauben heraus, und diese Elemente bleiben bis ins Alter erhalten. Die Weltanschauung Uhlands und Kerners im reifen Alter stellt eine Vertiefung und Verfestigung dessen dar, was sie als Jünglinge glaubten.

So läutert sich bei Uhland die Schwärmerei fürs Mittelalter im Laufe seines Lebens zur Wissenschaft vom Mittelalter und zur vollen restlosen Verwurzelung in der dort Wirklichkeit gewesenen Sittlichkeit[215]).

Wir haben bereits an anderer Stelle erwähnt, wie Uhland den Geist des Rittertums gegen die französische Revolution ins Feld führte. Seine Reise nach Paris[216]) steht letzten Endes ganz unter diesem Gedanken. Kerner hatte ihm voller Entrüstung geschrieben und ihn beschworen, nicht nach Frankreich zu fahren, sondern durch Deutschland zu reisen: „Ich rate Dir in der Tat, Uhland! nicht nach Paris zu gehen. Jedermann tadelt es . . . Was willst Du in Paris? Die in Sälen aufgeschichteten gestohlenen Kunstwerke möchte ich garnicht ansehen. Ich möchte doch lieber als deutscher Dichter und als Dichter wie Du, Städte wie Hamburg, Nürnberg, Berlin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München besuchen. Die Reise bis nach Paris ist ohne alles Interesse, und Paris wäre mir zum Ekel"[217]). Aber Uhland besuchte Paris nicht als Hauptstadt des napoleonischen Weltreiches, sondern er

---

[215]) W. Kayser hat mit Recht betont, daß bei Uhlands Balladen immer im Hintergrund die Bezogenheit auf eine sittliche, ideelle Weltordnung stehe (Geschichte, S. 173).

[216]) 1810/1811.

[217]) BrwK. I, 126.

besuchte die Pariser Bibliothek, um sich dort die Quellen der Vorzeit zu erschließen, wo die Vorzeit am stärksten außer Geltung gekommen war[218]). Kein anderes äußeres Ereignis aus Uhlands Leben ist wohl so bezeichnend für seine Art wie diese Reise. Er erprobt die Tragkraft seiner Position gegen den Geist der französischen Revolution dort, wo der Gegner am stärksten ist.

Uhland kam in jeder Beziehung gestärkt aus Paris zurück. Die stoffliche Grundlage seiner Mittelalterliebe war unermeßlich gewachsen gegenüber der Zeit, wo er außer dem Saxo wesentlich auf Nachdichtungen angewiesen war. Seine Hoffnungen hatten sich in schönster Weise erfüllt. Am 22. 10. 1810 schrieb er an Fouqué: „Gegenwärtig ist meine liebste Zeit, in der ich mich mit altfranzösischen Dichtungen beschäftige . . . Ich weiß nicht, ob andere die Begesiterung teilen würden, zu der mich diese Gedichte hingerissen, . . . allein, wenn mir dann, dem Buche fern, die lebendige Dichtung . . . nachwandelt, wie ein Geist. . . . dann kann ich nicht glauben, daß es nur selbstsüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben ist, was mich so mächtig überströmt, ja mein eigenes Dichten verschlungen hat"[219]).

Uhland ist nicht zum Individualisten geschaffen[220]). Er konnte nicht bei egoistischem Genuß des Mittelalters stehen bleiben, sondern mußte dieses Lebenkönnen aus der Bindung an die Vorzeit von allem persönlich Uhlandschen unabhängig machen, um hier auch anderen eine Position weisen zu können.

Seine Dichtung war auf dieses Ziel ebenfalls verpflichtet, und aus der Erkenntnis des Ziels heraus ergibt sich der Sinn, den Uhlands Entwicklung trug, die aufbauend von der einzelpersönlichen Schwärmerei der Lyrik der Frühzeit[221]) zu den beinahe entpersönlichten Balladen des

---

[218]) Noch zwanzig Jahre später sagt er in den Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie: „Was es sei um das Gefühl des Vaterländischen, ist schmerzlich und tröstlich zugleich. in jener Zeit empfunden worden, als eine ausgleichende Weltherrschaft alles Nationale zu ersticken drohte. Damals suchten wir in den tiefsten Fasern unsers Daseins die Gewährschaft eines eigentümlichen Lebens und Bestandes. Dieses Nationalgefühl, diese innere Sammlung ist in Taten lebendig geworden." (Schr. I, 21.)

[219]) BrwU. I, 203.

[220]) Auch hierin liegt rein menschlich ein starker Gegensatz zu den Jenensern.

[221]) Man denke an Balladen wie „Die sterbenden Helden" (Fränkel I, 123) und „Den blinden König" (Fränkel, I, 125).

reifen Dichters[222]), von diesen zur Literaturgeschichte des Mittelalters und von dieser zur Volksliedforschung und zur Mythologie führt[223]), und die ihre praktische Prüfung in der politischen Tätigkeit Uhlands findet[224]).

Diese Leistung für die Gemeinschaft hebt Uhland hoch

---

[222]) vgl. Gotth. Schmidt S. 29. — Aus brieflichen Äußerungen Uhlands ersehen wir, wie bewußt er diesen Weg gegangen ist: „Im August 1809 schreibt er an Mayer: „Das bloße Reflektieren oder das Aussprechen von Gefühlen (so schön dies auch sein kann, so sehr mich die Ergüsse einer edeln Seele entzücken können) scheint mir nämlich nicht die eigentliche Poesie auszumachen. Schaffen soll der Dichter, Neues hervorbringen, nicht bloß leiden und das Gegebene beleuchten." (Mayer I, 129.) An anderer Stelle schreibt er: „Es ist vielleicht nicht so übel, wenn der Dichter in seinem Innern etwas zerfällt und ihm das jugendliche Schwelgen in Gefühlen und Reflexionen vergeht, damit er mehr das Äußere, das Leben ergreife, . . ." (September 1809 — Mayer I, 134).

Was sich hier bereits andeutet, hören wir in späteren Jahren immer wieder als seine klare Forderung an diejenigen, die ihn um ein Urteil über ihre Gedichte baten: „Es gereicht der Poesie überhaupt nicht zum Frommen, wenn der Dichter allzuviel mit seiner eigenen Person beschäftigt ist." (BrwU. III, 307.)

Wir besitzen ein klares Zeugnis dafür, zu welcher Vollendung Uhland, was seine Lyrik anlangt, in verhältnismäßig kurzer Zeit wuchs. Chamisso, mit dem er in Paris bekannt geworden war, schrieb (Anfang Dezember 1810) an Rosa Maria Varnhagen: „Ich habe Uhland selbst in Paris kennen gelernt und eine ansehnliche Sammlung seiner Gedichte gelesen . . . Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt sehr vortreffliche Gedichte, die, möcht ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette, und was dergleichen mehr ist, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandischen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form. Uhland selbst ist unanscheinlich, und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen" (Hitzig, I, 294; vgl. außerdem Hitzig, I, 264, 268).

[223]) Eine solche Entwicklung ist äußerst ungewöhnlich. Sie kann nur bei einem Menschen statthaben, dem allein das wichtig ist, was er zu sagen hat, und für den die Frage, wie er es sagt, erst in zweiter Linie wichtig ist. Die ganze Geschlossenheit von Uhlands Schaffen tritt uns unter diesem Blickwinkel entgegen, und wir vermögen zu verstehen, mit welchem Recht er im späteren Alter sagen konnte: „Wer sich nicht mit meinen Studien befaßt, kann nicht über mich schreiben." (Leben, S. 458.)

[224]) An dieser Stelle wird verständlich, daß es sich aus einer zu tiefst i n n e r e n Verwandtschaft Uhlands zu Walther v. d. Vogelweide erklärt, wenn Walther neben dem heldischen Sänger Volker Uhlands Lieblingsgestalt aus dem deutschen Mittelalter war. Zu Volker, dem Helden und Sänger, fühlte er sich besonders hingezogen, wählte er doch sogar „Volker" für sich als Decknamen in einer Reihe von Gedichten der Jahre 1812/13. (vgl. Mayne, S. 37.)

Uhlands Darstellung des Vogelweiders, des politischen Lyrikers der Stauferzeit, findet ihren Höhepunkt in den Sätzen: „. . . er hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen . . ., sondern er hat die Gegenwart ergriffen." (Schr. V, 87) (vgl. Mayne, S. 40 f.).

über die Romantik von Jena. Er bebaut neues Land; in Jena stirbt ein altes Jahrhundert[225]).

Über Uhlands gesamtem Lebenswerk kann ein Wort stehen, das er 1812 an Loeben schrieb: „Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprüngliche deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren"[226]). Das ist aber zugleich eine Forderung, die er an den Dichter schlechthin stellt; nach dem Maß ihrer Erfüllung wertet er den Dichter: wer sich und sein Schaffen unter diese Idee stellt, erreicht die höhere Stufe des Nationaldichters. Als Beispiel verweist er auf — Goethe: „Ich empfehle vielmehr jedem Dichter, sich recht innig in die Schriften teutschen Altertums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamm des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen. Wie dadurch ein Dichter zum Nationaldichter wird, zeigt sich bei Göthe. Wie vertraut ist dieser mit ächtteutschen Mythen, mit Volkspoesie usw."[227]).

Man könnte vielleicht denken, daß der hier geprägte Begriff des Nationaldichters lediglich aus der Persönlichkeit und dem Werk Goethes abgeleitet sei. Dem ist nicht so, Uhland geht von seiner Vorstellung des Nationaldichters aus, und beruft sich nur auf Goethe als Beispiel. Später kritisiert er aus demselben Gesichtspunkt Goethe dort, wo dieser der alten Forderung nicht genügte. Die Forderungen an den Nationaldichter, die Uhland in dem oben zitierten Brief vom 29. 1. 1809 gestellt hatte, wuchsen ihm später unbewußt mit dem Gesetz des eigenen Wachstums zusammen. So sprach er oft gegen den Subjektivismus in der neueren Literatur. „Schon Göthe in Dichtung und Wahrheit scheine ihm zu weit gegangen zu sein; auf diese Art entstehe keine Nationalliteratur. Ihm gefalle, daß man von Shakespeare so wenig wisse . . .

---

[225]) vgl. Baeumler S. CLXVIII f. — Studien S. 194.

[226]) BrwU. I, 292. — Hier, im Mittelpunkt seines Lebenswerks, steht er wiederum in vollem Gegensatz zu dem, was Schlegel — unter dem Einfluß des Idealismus, und im besonderen Fichtes, — unter „Deutschheit" verstand. Das betreffende Lyceumsfragment könnte geradezu gegen Uhland gerichtet sein: „An dem Urbilde der Deutschheit, welches einige große vaterländische Erzieher aufgestellt haben, läßt sich nichts tadeln als die falsche Stellung. Diese Deutschheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns" (Jugendschr. II, 188).

[227]) BrwU. I, 108.

Man erinnere sich auch an den Hinweis auf die ursprünglich „nationale Beziehung" des Begriffes „Romantisch", der sich bereits in dem Aufsatz „Über das Romantische" aus dem Jahre 1807 fand (vgl. oben S. 39). Im Zusammenhang damit wird auch Uhlands Äußerung verständlich, daß er den Goetheschen Faust am höchsten in der Gestalt des Fragments schätze. (Schöll, a. a. O.).

Die Lyrik unserer Tage besage oft nur, daß es den Dichtern heute so, morgen anders sei"[228]).

Auf „objektive" Dichtung ist Uhlands Blick immer gerichtet, und wenn er auch die Bedeutung der schöpferischen Kraft des Einzelnen nicht verkennt, so zeigt doch gerade seine Ansicht von der mittelalterlichen Dichtung, wie weit der Dichter für ihn hinter das Werk zurücktritt. Am 30. April 1829 schreibt er an Laßberg: „. . . ich habe mir die Persönlichkeiten der Sänger recht eigentlich an das Ende meiner Arbeiten gestellt, um erst abzuwarten, was sich mir bei einer vollständigen Kenntnis der Dichtwerke selbst dafür abwerfen würde"[229]).

Uhland selbst ist mit seinem Werk und seinem Wesen dem Ideal der Nationaldichtung treu geblieben, und in seinen späteren Jahren kann er mit vollem Recht von sich sagen: „Für eine Poesie für sich, vom Volke abgewendet, eine Poesie, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke mußte es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte"[230]).

In diesem Zusammenhang muß auch ein anderer Gedanke Uhlands Erwähnung finden, der an einen Nationalalmanach: „Es ist ärgerlich, daß wir Deutsche nicht einen poetischen Almanach haben, in den die vielen guten Gedichte, die jetzt durch eine Menge von Almanachen (wo sie so oft unter so vielem Schlechten und Mittelmäßigem begraben sind) zerstreut stehen, alle vereinigt wären. Dazu möchte freilich erforderlich sein, daß ein Held der Poesie, den Alle als solchen anerkennen, sich an die Spitze stellte . . . So wie es jetzt ist, sammelt oder stoppelt Jeder seine und seiner Vettern und Gevattern Vermögenschaft zusammen, und durch solche Vereinzelung entstehen nur zu oft kleinliche Erscheinungen, die des Ernstes unserer Nation unwürdig sind"[231]).

* * *

Kerner ist unter dem gleichen Gesetz angetreten wie Uhland. Die religiöse Bindung an die Natur ist bei ihm der Grund, auf dem er weiterbaut, und den er nie aufgegeben hat, dem er auch unter den Einflüssen der Schellingschen Naturphilosophie nicht untreu geworden ist. Er hat seine Stellung g e g e n die Naturphilosophie gehalten.

---

[228]) Notter, S. 368 f.
[229]) BrwU. II, 298.
[230]) Leben, S. 457.
[231]) An Mayer, 26. 12. 1807. — Mayer I, 32.

Man stelle seine Dichtung „Die Heimatlosen" von 1812 gegen die Gedanken von Schellings Naturphilosophie, und man wird die Gegnerschaft sogleich erkennen[232]).

Uhlands Verwurzelung in der deutschen Vorzeit, Kerners Verwurzelung in der Natur sind das Wesentliche, und sie führen zugleich über Jena hinaus, auf geradem Wege, ohne den Zusammenbruch der Jugendideale, ohne Konversion.

Wir hatten gezeigt, daß das Gesetz von Uhlands und Kerners Werden in der Geschichte ihrer Jugend liegt. Weiter hatte sich bereits ergeben, daß das, was man mit „Tübinger Romantik" bezeichnen mag, eine eigenwüchsige Erscheinung darstellt, die nicht auf Jenenser Boden, sondern auf dem spezifisch Uhlandschen und Kernerschen Boden sich entwickelte. Dem Werk der Jenenser entnehmen die Tübinger stofflich und stilistisch eine Menge von Material, sie verwenden aber nur, was sie zur Durchgestaltung ihres Weltbildes gebrauchen können.

An dieser Stelle zeigt sich auch der Generationsunterschied von entscheidender Bedeutung. Die Generation von 1770, der die Jenenser angehören, stand unter anderen Lebensbedingungen als die von 1786[233]).

Kerner schreibt im November 1811 an Ludwig Uhland: „Es ist wunderbar und wie in der Natur gegründet, daß diese Plattisterei nur an der vorigen Generation hängt, an der zehn bis zwanzig Jahre vor uns, an der, deren Blüte so ganz in die schlechte französische Revolution fiel. Die Kerls, die jetzt die Plattistenkokarde tragen ... tanzten einst alle um den französischen Freiheitsbaum. Es ist ein schlechtes undeutsches Volk!! Wenige bessere aus ihnen, die erst kürzlich noch

---

[232]) Zwei Zitate mögen sprechen: „Man sagte von ihm (dem Arzt Lambert), daß er so auffallende Kuren durch die Kraft der Sympathie verrichte, und in uralten angeerbten Handschriften hohe Geheimnisse bewahre. Gewiß aber ist, daß er ein Mann war, der den Staub der Schule von sich geschüttelt, als Kind mit Einfalt und Liebe der Natur selbst sich hingab, der frei von den störenden Einflüssen des gemeinern Gesellschaftslebens sich gefangen an ihr Herz gelegt. So war die Natur ihm befreundet, es war sein Wesen ihr gleich geworden, er fühlte und erkannte ihre Einflüsse, ohne sie in Regeln fassen zu wollen." (WW III, 7).

„Mit gewissenhafter Ängstlichkeit lag auch ich (so erzählt Lambert) einst dem Studium der Meinungen und Systeme ob, aber recht meinen bessern Teil zu wecken, erschien mir ... (beschreibt den Traum aus dem Bilderbuch — s. o. Seite 13) ... Erst als ich den Staub der Schule von mir abgeschüttelt, ein Kind mich in den Schoß der Natur legte, verließ mich diese widrige, beängstigende Erscheinung." (WW III, 8).

[233]) vgl. den Brief Thorbeckes an Mayer vom Februar 1812, wo Thorbecke von der „Ähnlichkeit gewisser Gärungsperioden der Menschheit" spricht und „eine Parallele des Zeitalters, in dem wir leben, mit dem Zeitalter, in das die Ausbreitung des Christentums fiel", zieht. (Mayer I, 240.)

ganz anderer Meinung waren, erwachen nach und nach wie aus Träumen und erkennen ihre alte Schlechtigkeit. So ist nun Theobald (dessen Brief über das neue Streben Du Dich noch erinnern wirst) ein gänzlicher Schellingianer und Romantiker geworden[234]). So verschlingt mein Bruder in Stuttgart mit Wollust nun die Schriften Schuberts, die Ideen enthalten, die ich ihm vor Jahren schon vergebens aufgepredigt, indem er alles der Art für baren Wahnwitz erklärte. Was ich über die Kinder der neuen Zeit in den Reiseschatten bemerkte, ist gewiß richtig. Die jetzige Romantik und Philosophie hängt nicht am einzelnen, sie ist in der Zeit"[235]).

Wir haben der französischen Revolution eine große ursächliche Bedeutung für die Notwendigkeit des Uhlandschen und Kernerschen Lebenswerkes beigemessen. Aufschlußreich ist es, zu sehen, wie Uhlands Stellung zur französischen Revolution sich in der von ihm und Schwab gemeinsam vorgenommenen Ausgabe von Hölderlins Gedichten (1826) zeigt. In dieser Ausgabe wurden nur die Gedichte von 1793 an aufgenommen. Uhland schreibt: „Wir gingen davon aus, daß alles wegzulassen sei, was aus einer Periode stammt, in der des Dichters ausgezeichnete Eigentümlichkeit sich noch gar nicht entwickelt hatte, wie dieses z. B. mit den Hymnen in den Stäudlinschen Almanachen der Fall ist, welche noch offenbare Nachahmung von Schiller sind . . .[236]). Zu den Hymnen des Jahres 1792 gehören aber vor allem die „Hymne an die Freiheit" und die „Hymne an die Menschheit". Beide entstanden aus der glühenden Begeisterung für die französische Revolution, über der zweiten steht bekanntlich ein Motto Rousseaus. Der Grund, daß man sie als Nachahmungen Schillers weggelassen habe, wirkt wenig glaubhaft, vor allem, da ja auch, wie Schwab zugibt, die ersten noch in gereimten Versen geschriebenen Gedichte der Sammlung „noch alle Ähnlichkeit mit Schillers lyrischen Gedichten" zeigen[237]). Aus der gemeinsamen Beschäftigung Uhlands und Schwabs mit den Dichtungen ihres Landsmannes entstand Schwabs Aufsatz „Gedichte von

---

[234]) Schelling hat zweifellos in Schwaben durch seine Stuttgarter Privatvorlesungen von 1811 eine stärkere Wirkung, wenn auch in sehr kleinem Kreise, ausgelöst.

[235]) BrwK. I, 251 f.

[236]) BrwU. II, 232 — Hölderlin hat in den Stäudlinschen Musenalmanachen folgende Gedichte veröffentlicht:

1792: „Hymne an die Muse", „H. a. d. Freiheit" und „H. a. d. Göttin Harmonie".

1793: „H. a. d. Menschheit", „H. a. d. Schönheit", „H. a. d. Genius der Tugend", „H. a. d. Freundschaft", „Canton Schwytz", „H. a. d. Freiheit", „H. d. a. Liebe". (vgl. Mendheim, Lyriker u. Epiker d. Klass. Periode I, 359).

[237]) Kl. pros. Schr., Klüpfel, S. 126.

Friedrich Hölderlin"[238]). Dieser Aufsatz zeigt recht klar, daß die Verantwortung für das Jugendbekenntnis Hölderlins zur Revolution auf den beiden Freunden ferner stehenden Schiller abgewälzt werden mußte, um aus dem eigentlich Hölderlinschen Werk die eigene Stellung zur Revolution herauslesen zu können: „... die französische Revolution, obgleich sie nirgends historisch in seinen Gedichten erscheint, schimmert doch insofern durch, als gar viele der lebhafte Eindruck eines vor den Augen des Dichters schreitenden und arbeitenden Schicksals beseelt ...[239]).

Kerner war sein ganzes Leben von einer geradezu instinktiven Feindseligkeit gegen Frankreich erfüllt. Bemerkenswert ist es, daß er in der 48er Zeit, von entschiedener Gegnerschaft gegen die in ihren Ideologien aus dem Westen genährten umstürzlerischen Bewegungen fordert: „Die großen Mächte müssen großartig in Europa, nicht im Glas Wasser allein, einschreiten, sie müssen an den Rhein, wo im Augenblick in Paris ein Staatsstreich für die Wiederherstellung der Monarchie ausgeführt werden muß ...[240]). In seinem Buch über Mesmer läßt er ebenfalls mehrfach seine Feindschaft gegen die Franzosen durchbrechen[241]). Ebenso findet er 1859 die allerschärfsten Worte gegen Napoleon III. und gegen dessen „heimtückisches Tun eines gottvergessenen Treibers"[242]).

Nach dieser Einleitung werden wir gesondert das Werk Kerners und Uhlands zu überschauen versuchen.

* * *

Am 20. Dezember 1808 hatte Kerner zum Dr. med. promoviert. Seine Dissertation „De functione singularum partium auris" fertigte er bei I. H. F. Autenrieth an. Der große Tübinger Kliniker teilt die Arbeit, die sein Schüler unter seiner eigenen tätigsten Anteilnahme geschaffen hatte, in dem von ihm 1807/12 gemeinsam mit Reil herausgegebenen „Archiv für Physiologie", 1809, mit[243]). Autenrieth schreibt eingangs: „Herr Dr. Kerner, dessen musikalischem Ohr ich weit mehr, als meinem völlig ungeübten, trauen konnte, stellte die Tonversuche mit

---

[238]) In den „Blättern für lit. Unterhaltung", 1827, — Kl. pros. Schr., S. 121 ff. — vgl. BrwU. II, 259.

[239]) Kl. pros. Schr., S. 123.

[240]) Pocci, S. 109 — vgl. Pocci, 90 f., Mag. IV, Heft III; WW IV, 17 ff. (Aus der Gedichtsammlung „Der letzte Blütenstrauß").

[241]) vgl. z. B. S. 97.

[242]) Pocci, S. 373.

[243]) Band IX, S. 313—376.

den in der Dissertation angeführten lebendigen Thieren allein an; die anatomischen Untersuchungen dazu unternahm ich vorzüglich, die Abhandlung selbst arbeiteten wir gemeinschaftlich aus"[244]).

Um zunächst Kerners Stellung innerhalb der Medizin seiner Zeit deutlich zu machen, muß ich hier etwas weiter ausholen und einerseits den Grundriß und die Ursprünge der geistigen Bewegung aufzeigen, die gewöhnlich als „romantische Medizin" bezeichnet wird, andererseits das Werk der Persönlichkeiten verdeutlichen, die in Tübingen als Lehrer Kerners wirkten.

Die Heilkunst befand sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland in einem Zustand ausgesprochenen Verfalls. Die den Ärzten auf den Universitäten gewährte Ausbildung war im allgemeinen herzlich schlecht; eine geistlose, abgestandene Humoralpathologie beherrschte das Feld; die Verordnungen der Ärzte bestanden fast ausschließlich in Aderlässen und entleerenden Mitteln. Die praktische Medizin hatte zudem kaum Beziehungen zur Anatomie und Physiologie, so daß beispielsweise die großen Leistungen eines Haller auf sie kaum einwirkten.

Erst auf großen Umwegen sollte ein Forschungsergebnis Hallers Eingang in die deutsche Medizin finden und diese dabei freilich in schwerste Erschütterungen bringen. Haller hatte 1752 die Irritabilität des Muskels entdeckt, die Eigenschaft der Muskelfaser, sich auf Erregungen, die unabhängig vom Nervensystem erfolgen, zusammenzuziehen.

Dieser Begriff der „Erregbarkeit" wurde, aus dem geschlossenen System der Hallerschen Physiologie herausgerissen, für den schottischen Arzt John Brown zum Lebensprinzip, auf dem er in seinen „Elementa Medicinae" (1780) eine umfassende Theorie der Medizin aufbaute.

Nach Brown ist unser Leben ein erzwungener Zustand[245]): „... unser ganzes Leben, jeder Grad von Gesundheit oder Krankheit gründet sich bloß auf Reiz und nichts anderes"[246]). Was Erregbarkeit ist, wissen wir nicht, wir wissen auch nicht, wie sie von den Reizen affiziert wird[247]). Gesundheit wird als Zustand der Ausgewogenheit zwischen der Erregbarkeit und der Stärke der Reize erklärt. Daraus ergeben sich für Brown zwei mögliche Grundtypen von Krankheiten und entsprechend zwei Heilungsprinzipien. Sind die Reize in Bezug auf die Erregbarkeit zu stark (Sthenie), muß mit reizschwächenden Mitteln, bei dem entgegengesetzt kranken Zustand (Asthenie) mit reizstärkenden Mitteln behandelt werden. Auf dieser Grundlage werden dann in den „Elementa" die Krankheiten und die wirkenden Reize schematisch erfaßt[248]).

---

[244]) Reil, IX, 313.
[245]) Weikard, Entwurf, S. 1.
[246]) Pfaff, § 22.
[247]) Pfaff, § 18.
[248]) Wir können hier nicht genauer auf Brown eingehen, — vgl. die Biographie von Beddoes, die Werke von Pfaff, Weikard, die Darstellung des Brownschen Systems bei Hirschel, S. 27—47, und die Angaben bei Knebel.

Nahezu kritiklose Begeisterung fand dieses System bei dem deutschen Arzt Melchior Adam Weikard (1742—1803)[249]), der sich in Deutschland rückhaltlos für Brown einsetzte, und mit dessen Waffen die „Geistlosigkeit der Humoralpathologie" bezwingen wollte[250]).

Damit war in den morschen Bau der Medizin im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts ein Brand geworfen, der unfehlbar zündete. Während die ältere Generation in Rezensionen wütende Ausfälle gegen Weikard unternahm, fand dieser namentlich in einer Reihe jüngerer Ärzte eine begeisterte Gefolgschaft[251]). Neben den beiden Wienern Peter Frank und seinem Sohn Josef Frank waren es vor allem zwei Männer, die die Lehre von der Erregbarkeit mit derselben Begeisterung, mit dem gleichen Fanatismus aufgriffen, mit der sie ihnen Weikard vorgetragen hatte, die beiden Bamberger Kliniker Markus (1775—1816) und Andreas Röschlaub (1768—1835).

Unter den Schülern, denen sie am Bamberger Spital die Lehren Browns vortrugen, war kein geringerer als Schelling, für den die hier vermittelte Bekanntschaft von allergrößter Bedeutung werden sollte.

Ehe wir unseren Weg fortsetzen, gilt es vor allem, die Frage zu beantworten, worin eigentlich die epochale Wirkung Browns begründet war.

Brown brachte gegenüber der älteren Medizin hauptsächlich damit etwas völlig Neues, daß sein System grundsätzlich immateriell war. Dies bedeutete die einseitigste Absage an alle Humoralpathologie, und, was entscheidender war, es nahm der Medizin endgültig jede Verbindung mit Anatomie und Physiologie. Das zweite, noch wichtigere Kennzeichen, das die Hauptbedeutung des Systems ausmachte, war sein ausgesprochen deduktiver Charakter, indem es ausschließlich aus dem a priori feststehenden Begriff der Erregbarkeit hergeleitet wurde. Dieser

---

[249]) Wir gehen auf die Persönlichkeit Weikards etwas genauer ein, da er merkwürdigerweise für die Jugend Kerners selbst eine gewisse Rolle spielt. Zu ihm, der damals in Heilbronn den Ruf eines Wunderarztes genoß, hatte man Justinus gebracht, als die Mittel der anderen Ärzte gegen seine nervöse Magenkrankheit (vgl. oben S. 12) nichts auszurichten vermochten (vgl. Bilderbuch — WW II, 159 ff.). Weikards Person und Behandlungsweise hatten aber nichts vermocht, sondern Justinus im Gegenteil stark abgestoßen. Von dieser Kur rührte Kerners persönliche starke Abneigung gegen den Brownismus.

[250]) Weikard, Denkwürdigkeiten, S. 524.

[251]) Weikard schreibt: „Unter den jungen Ärzten gab das Brownische System eine fast allgemeine Gärung, und es war bald vorauszusehen, daß die Erregungstheorie zuverlässig die herrschende werden und nach und nach alle Gegner verdrängen oder verächtlich machen würde." (Denkwürdigkeiten, S. 526 f.)

Charakter des Systems mußte sensationell wirken und schon in der deutschen Aufklärung[252]) mit ihrer ausgesprochenen Neigung zum Dogmatismus einen fruchtbaren Boden finden. Hatte die Medizin vorher entweder durch hilflose Empirie oder durch den kleinlichen Dogmatismus der Säftelehre ihr Gesicht erhalten, so mußten sich nun an dem neuen gewaltigen Dogma die Geister scheiden. Die Medizin der vorhergehenden Zeit war wirklich keine Wissenschaft mehr gewesen, nun stellte die große Erschütterung durch die Erregungstheorie sie vor die Entscheidung, dogmatische oder empirische Wissenschaft zu werden[253]).

Von hier aus muß der folgenschwere Eingriff Schellings in die Medizin seiner Zeit gewürdigt werden. Er wird

---

[252]) Weikard selbst ist ein typischer Mensch der Aufklärung. Hören wir, wie er sich selbst und das Brownsche System gegen den Vorwurf verteidigt, daß die Medizin hier völlig einseitig genommen und aus der Bindung an die anderen Naturwissenschaften herausgerissen werde: „Meine Absicht (beim Studium) war bloß, vernünftiger und brauchbarer Arzt zu werden. Ich widmete mich also nur den sogenannten Hülfswissenschaften, so viel es nötig war, um Begriffe von ihnen zu haben ... Ich wollte nicht mit Universalgelehrsamkeit paradieren, mein Hirn nicht mit unnützem Krame belästigen. Ich suchte Menschenverstand, Moralität und praktische Brauchbarkeit. ... Ich habe mich nie hauptsächlich auf das Studium der übrigen Naturgeschichte verwenden mögen, weil ich nie mein Gedächtnis mit Vielwisserei überladen wollte. Ich wählte nur, was meinen Verstand bereichern, meine Brauchbarkeit erweitern konnte ... Übrigens sieht man noch so wenig Nutzen, welchen uns die berühmten Kenner der Naturgeschichten geliefert haben." (Denkwürdigkeiten, S. 535).

[253]) Daß die Erkenntnis dieser Sachlage bei hervorragenden Ärzten der damaligen Zeit vorhanden ist, mag hier durch einen Absatz aus dem Vorwort Pfaffs zu seiner Brownausgabe deutlich werden. Pfaff greift an, daß Brown „seine Erregbarkeit als Prinzip des Lebens, gleichsam ganz a priori aufstellt und dieselbe genauer betrachtet als eine bloß metaphysische Idee erscheint, die keine objektive Wahrheit hat, und eine ganz unfruchtbare Grundlage der Medicin als empirischer Wissenschaft abgibt. Seine Erregbarkeit ist ... nichts als Prinzip der Möglichkeit des Lebens ... Brown warnt uns vor weiteren Untersuchungen der Natur des Lebensprinzips. Wenn es freilich ein bloßes Prinzip der Möglichkeit, und insofern eine bloße Vernunftidee, etwas Reinformales ist, so muß sich die Erfahrung hier bescheiden zurückziehen, denn sie darf sich ja nie zur Schiedsrichterin und Aufklärerin in jenem neuerlich so hochgepriesenen formalen Theile, der wie man uns gern überreden möchte, der wahre Fundamental-Theil der Medicin seye, und durch den wir nun endlich eine ächte Wissenschaft erhalten sollten, aufwerfen. Der wahre Naturforscher und nur dieser und kein anderer, kann zugleich Naturphilosoph sein, läßt sich jedoch durch diese glänzende Ansichten nicht blenden, er kennt besser den Wert der Erfahrung, und hofft nur von dieser Gewißheit seiner Kenntnisse, deren Inbegriff und logische Anordnung seine empirische Wissenschaft ausmacht. Er geht nicht von einem solchen transzendentalen Prinzips aus, sondern steigt erst allmählich zu einem solchen empor, ..." (Pfaff LXXXVII ff.).

zum Verkünder gerade der äußersten Konsequenzen Browns, auf den er sich stützt, um aus ihnen der Medizin den Rang einer Wissenschaft zu geben.

In seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" von 1803 sagt er in der 13. Vorlesung „Über das Studium der Medizin und der organischen Naturlehre überhaupt":

„Mit dem bloßen Übertragen, Anwenden von dem einen Teil der Naturwissenschaft auf den anderen ist es nicht getan: jeder ist in sich absolut, keiner von dem anderen abzuleiten, und alle können nur dadurch wahrhaft eins werden, daß in jedem für sich das Besondere aus dem Allgemeinen und aus einer absoluten Gesetzmäßigkeit begriffen wird.

Daß nun erstens die Medizin allgemeine Wissenschaft der organischen Natur werden müsse, von welcher die sonst getrennten Teile derselben sämtlich nur Zweige wären, und daß, um ihr sowohl diesen Umfang und innere Einheit als den Rang einer Wissenschaft zu geben, die ersten Grundsätze auf denen sie ruht, nicht empirisch oder hypothetisch, sondern durch sich selbst gewiß und philosophisch sein müssen: dies ist zwar seit einiger Zeit allgemeiner gefühlt und anerkannt worden, als es in Ansehung der übrigen Teile der Naturlehre der Fall ist . . .

Wenn Browns Lehre durch nichts ausgezeichnet wäre, als durch diese Reinheit von empirischen Erklärungen und Hypothesen, die Anerkennung und Durchführung des großen Grundsatzes der bloß quantitativen Verschiedenheit aller Erscheinungen und die Konsequenz, mit der sie aus einem ersten Prinzip folgert, ohne sich etwas anderes zugeben zu lassen oder je von der Bahn der Wissenschaft abzuschweifen: so wäre ihr Urheber schon dadurch einzig in der bisherigen Geschichte der Medizin und der Schöpfer einer neuen Welt auf diesem Gebiet des Wissens"[254]).

Mit diesen Worten ist wohl die Struktur der Schellingschen „Medizin" deutlich genug geworden. Und darauf kann es hier auch nur ankommen; denn, was sich in Schellings Gefolge um die Jahrhundertwende und namentlich im ersten Jahrzehnt des 19. Jhdts. in der „romantischen Medizin" abspielt, kann nicht mehr im einzelnen behandelt werden[255]).

Um die „romantische Medizin" in ihrem Umfang und Gehalt, vor allem auch in ihren Prinzipien noch etwas stärker sichtbar zu machen, soll hier noch eine zweite Entwicklungslinie, die zu Schelling und seiner Medizin führt, verdeutlicht werden.

Am 11. Februar 1793 hielt der Tübinger Physiologe Kielmeyer eine Rede „Über die Verhältnisse der organischen Kräfte untereinander in der Reihe der ver-

---

[254]) SW. V, 336.

[255]) Einen Überblick geben: Leibbrand, a. a. O. (der nur in der Behandlung Kerners versagt); Hirschfeld, a. a. O. (wertvoll vor allem wegen der umfassenden Bibliographie); Diepgen, Deutsche Medizin vor 100 Jahren. Völlig ungenügend dagegen ist die Darstellung bei Huch, II in dem Kapitel „Romantische Ärzte".

schiedenen Organisationen, die Gesetze und Folgen dieser Verhältnisse"[256]).

Kielmeyer geht davon aus, daß die belebte Natur von Kräften erfüllt ist, die er anfangs, an Haller angelehnt, sauber klassifiziert: „1. Sensibilität oder die Fähigkeit mit Eindrücken, die auf die Nerven oder sonst gemacht werden, gleichzeitig Vorstellungen zu erhalten, 2. Irritabilität oder die Fähigkeit mancher Organe, vorzüglich der Muskeln, auf Reize sich zusammenzuziehen und Bewegungen hervorzubringen, 3. Reproduktionskraft, oder die Fähigkeit der Individuen, sich selbst ähnliche Wesen teilweise oder im Ganzen nach- und anzubilden, 4. Sekretionskraft oder die Fähigkeit aus der Saftmasse dieser selbst unähnliche Materien von bestimmter Beschaffenheit wiederholt an bestimmten Orten abzusondern (oder zu bilden), 5. Propulsionskraft oder die Fähigkeit, die Flüssigkeiten in den festen Teilen in bestimmter Ordnung zu bewegen und zu verteilen"[257]).

Von Herderschem Gedankengut in reichstem Maße angeregt, konstruiert er nun eine Entwicklungsreihe der Organisationen auf der Grundlage eines physiologischen Schemas. Er charakterisiert dabei jede Organisation durch ein bestimmtes Verhältnis, in dem in ihr die organischen Kräfte auftreten. Die dabei abgeleiteten Gesetze faßt er schließlich zusammen: „Die Frage, was sich nun als Plan der Natur für die Abänderungen der Verhältnisse dieser Kräfte zusammengenommen aus den einzelnen Gesetzen abnehmen lasse, läßt sich nun kurz dahin beantworten: die Empfindungsfähigkeit wird in der Reihe der Organisationen allmählich durch Reizbarkeit und Reproduktionskraft verdrängt, und endlich weicht auch die Irritabilität der letzteren, je mehr die eine erhöht ist, desto weniger ist es die andere, und am wenigsten vertragen sich Sensibilität und Reproduktionskraft zusammen, ferner, je mehr eine dieser Kräfte auf einer Seite ausgebildet worden, desto mehr wurde sie auf einer anderen Seite vernachlässigt."[258]).

Für Schelling, der von dieser Rede sagte, daß von ihr an „das künftige Zeitalter ohne Zweifel die Epoche einer ganz neuen Naturgeschichte rechnen wird"[259]), sind Kielmeyers Ergebnisse in mehrfacher Hinsicht bedeutsam geworden. Einmal hat er von hier die Dreigliederung der physiologischen Funktion entnommen, auf der er dann weiterbauen konnte. Zum zweiten ist hier bereits in stärkstem Maße Polarität der Kräfte zur Grundlage des Gleichgewichts in der lebenden Natur gemacht, geht doch Kielmeyer schon so weit, den „Bestand dieser organischen Welt" aus einem Gleichgewicht „der zerstörenden und erhaltenden Kräfte" zu konstruieren[260]). Weiterhin finden sich bereits Andeutungen, die Kräfte der belebten als Steigerungen analoger Kräfte der anorganischen Natur aufzufassen, wenn er sagt,

---

[256]) Ich zitiere nach dem Neuen unveränderten Abdruck, Tübingen 1814 (Neudruck in den Gesammelten Schriften, 1938, S. 59 ff.).

[257]) S. 11 f. (Ges. Schr., 69 f.) — In der Folge werden dann die letzten beiden Kräfte ganz außer acht gelassen, und Kielmeyer arbeitet nur mit den drei ersten.

[258]) S. 37 f. (Ges. Schr., 90 f.).

[259]) In der Schrift „Von der Weltseele", 1798 (SW. II, 565). Auch im „System des transzendentalen Idealismus" (1800) beruft sich Schelling an wesentlicher Stelle auf Kielmeyers Rede (SW. III, 493).

[260]) S. 42 (Ges. Schr., 95).

daß „die Reproduktionskraft aus der anorgischen[261]) Natur sprosse, und ein Abkömmling dort einheimischer Kräfte sei"[262]). Schließlich ist noch zu beachten, daß für Schelling die Aufnahme dieses Gedankengutes besonders leicht dadurch gemacht wurde, daß das Kielmeyersche System eine reine Konstruktion darstellt und kaum an einer Stelle fest in Beobachtungen verankert ist.

Es kann hier nicht mehr gezeigt werden, wie Schelling im einzelnen, sich an Kielmeyer anlehnend, seine Potenzenlehre schafft, wie er den Gedanken der Polarität wesentlich bewußter herausstellt; für uns ist nur wichtig, hier ein Stück des Hintergrundes zu erkennen, vor dem sich Kerners Medizinstudium abspielte. Er selber hörte ja bei dem Manne, der so wesentliche Bausteine für Schelling geliefert hatte.

Um dieses Hintergrundes willen muß auf das Werk Kielmeyers noch weiter — und unabhängig von der Bedeutung, die er für Schelling erlangte[263]) — eingegangen werden[264]).

---

[261]) Kielmeyer sagt „anorgisch", und diese Wortverstümmelung hat ihren Einzug in Schellings „Weltseele" (z. B. SW. II, 347 ff.), in den „Ersten Entwurf" (1799) und selbst noch in die „Philosophie der Kunst" (1802/03) (SW. V, 569, 581 u. öfter) gehalten.

[262]) S. 27 (Ges. Schr., 81 f.).

[263]) Die Persönlichkeit und das Werk Kielmeyers und seine Bedeutung für die deutsche Geistesgeschichte sind wenig bekannt. In dem für unser Bild der Frühromantik grundlegenden Quellenwerk, bei Waitz-Schmidt (Caroline, Briefe aus der Frühromantik), findet sich über ihn lediglich die folgende Anmerkung: „Karl Friedrich Kielmeyer, Naturforscher" (II, 645). Dagegen sei angemerkt, daß H e g e l in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie" Kielmeyer eine große Bedeutung für Schelling zuweist; betont er doch, daß Schelling den (gerade nach Ansicht Hegels) entscheidenden Schritt über die Kantische Reflexionsphilosophie hinaus mit Hilfe Kielmeyerscher Anregungen getan habe. (Es handelt sich hierbei — um mit Hegel zu sprechen — um den Schritt von der Fassung der Naturerscheinungen in „Kantische Formen und Reflexionsbestimmungen" zu der Stufe, auf der er „die Natur in Gedanken-Kategorien" auffaßte.) (Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Dritter Theil. Neuere Philosophie. — Neudruck v. H. Glockner, Stuttgart 1928, Bd. 19, S. 648 f.) Hegel selbst baute Kielmeyers Dreigliederung der organischen Grundfunktionen in die Naturphilosophie seines in Jena 1803 vorgetragenen Systems ein (vgl. Th. Haering, Hegel. Sein Wollen und sein Werk, Bd. II, 1938, S. 428, 440, 458).

Zeugnisse für die Hochachtung Kielmeyers durch Goethe, Alexander und Wilhelm Humboldt, Schelling, Schopenhauer, Steffens und Johannes Müller sind in der Ausgabe der „Gesammelten Schriften" zusammengestellt.

[264]) Geistesgeschichtlich merkwürdig ist vor allem folgender Umstand: Zu den Zöglingen der Stuttgarter Karlsschule, die von Kielmeyer am stärksten angeregt wurden, gehörte auch der junge in Mömpelgard geborene Cuvier, der später einer der größten Zoologen Frankreichs werden sollte.

(In der preisgekrönten Éloge auf Cuvier von C. L. Laurillard wird Kielmeyer „le père de la philosophie de la nature" (S. 9) genannt,

Der Tübinger Physiologe wies — auch hier Dinge berührend, deren Ausformung die Naturphilosophie später durchführen sollte — auf die Analogie der Kräfte des menschlichen Geistes zu denen der organischen Natur hin: „Der Nordländer, dem die Armut seines Landstrichs so wenig mannigfache Unterhaltung für seine Sinne darlegt, erstattet sich durch ruhige Phantasie und kalten Verstand, dahingegen der Bewohner der heißen Zone, den die Natur eine reichere Sinnenwelt anschauen läßt, jene entbehren muß. So ist also auch hier eine Ähnlichkeit der Gesetze, nach denen sich die organischen, Kräfte, und die Kräfte des menschlichen Geistes in ihren Verhältnissen abändern, bemerklich. So wie nun durch jene dem Reiche der Organisationen Dauer zugesichert wurde (im „Gleichgewichte der zerstörenden und erhaltenden Kräfte" — S. 42), so ist nun auch durch diese dem menschlichen Geiste ein daurender Genuß von Glück zugesichert . . . Die Art des Genusses kann an ihm verändert werden, nicht aber der innige Genuß selbst"[265]).

Weiterhin heißt es: „. . . . gewiß ist es, daß diese Fähigkeit (Umstellbarkeit des Geistes im Kampfe gegen die übrige Natur) nur eine Anlage bei ihm ist, die erst der Pflege und Erziehung bedarf, wenn sie sich in höhrer Wirksamkeit zeigen soll"[266]).

Schließlich bezeichnet Kielmeyer als den Charakter unseres Geschlechtes „jene Erstattungs-Fähigkeit, oder mit anderen Worten, die Fähigkeit, unter allen äußern Umständen glücklich zu sein"[267]).

Wenn man namentlich den Schluß der Rede ins Auge faßt, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß einem hier Herdersches Geistesgut, aus der Perspektive

---

und Cuvier, „disciple en quelque sorte de Kielmeyer, il recueillit avec avidité ses discours et apprit même de lui à disséquer, . . ." (53). Cuvier vertrete die Naturalisten, die „école péripatéticienne", während Kielmeyer der Schöpfer einer metaphysischen Schule sei. Es wird erklärt, daß das Verhältnis zwischen Kielmeyer und Cuvier in jeder Beziehung gleich dem zwischen Plato und Aristoteles sei.)

Cuviers System gipfelte in seiner „Katastrophentheorie". Diese wurde später durch Darwins Entwicklungslehre verdrängt, aus der das biogenetische Grundgesetz von Mueller und Haeckel hervorging. Dieses biogenetische Grundgesetz aber ist bereits — von Kielmeyer vorweggenommen worden, wenn dieser es auch nicht in dem Maße herausstellte, wie später Haeckel und Mueller. Bei Kielmeyer heißt es: „Man bemerkt, daß eben diese Gesetze, nach welchen die Kräfte an die verschiedenen Organisationen verteilt sind, gerade auch die sind, nach denen die Verteilung der Kräfte an die verschiedenen Individuen der nämlichen Gattung, ja auch an ein und dasselbe Individuum in seinen verschiedenen Entwicklungsperioden geschah: auch der Mensch und Vogel sind in ihrem ersten Zustande pflanzenartig, rege ist die Reproduktionskraft in ihnen, späterhin hebt sich in dem feuchten Elemente, in dem sie dann leben, ihre Irritabilität, auch das Herz dieser Tiere ist unzerstörlich reizbar, und erst späterhin schließt sich ein Sinn nach dem andern beinahe in eben der Ordnung, wie sie in der Reihe der Organisationen von unten auf zum Vorschein kommen, in ihm auf, und was zuvor Irritabilität war, entwickelt sich am Ende zur Vorstellungsfähigkeit oder wenigstens ihrem unsichtbaren unmittelbarsten materiellen Organ." (S. 38 f. — Ges. Schr., 91 f.)

[265]) S. 47. (Ges. Schr., 99 f.)

[266]) S. 48. (Ges. Schr., 100.)

[267]) S. 48. (Ges. Schr., 100.)

eines aufklärerischen Naturwissenschaftlers gesehen, entgegentritt.

In Kielmeyers Pflanzenphysiologie, in der speziellen Botanik, in der Zoologie liegt immer das Hauptgewicht auf der Einteilung, auf der systematischen Anordnung der einzelnen Formen der Natur. Darauf ist seine vergleichende Anatomie und Physiologie gebaut, auf denen dann wiederum seine Zoologie fußt[268]).

Die Methode seiner naturwissenschaftlichen Untersuchungen schloß sich in ähnlicher Weise der mathematischen[269]) an, wie Newton diese seiner Physik zugrunde gelegt hatte.

Es ist gerade im Hinblick auf Kerner wichtig, diese beiden Elemente, die von der Mathematik hergenommene Methode und das Prinzip der schematischen Klassifizierung der Natur hervorzuheben.

Von Kerners instinktiver Abneigung gegen Klassifizierung der Natur und seiner gänzlichen Unbegabtheit für mathematische Kombinatorik haben wir bereits oben gesprochen. In innerer Beziehungslosigkeit steht er der Kielmeyer-Schellingschen Welt ablehnend gegenüber. Nur eines ihrer Elemente ist ihm später zu wirklich großer Bedeutung erwachsen, der Polaritätsgedanke[270]), der ihm freilich auch erst auf dem Weg über Autenrieth nahegebracht worden ist.

J. H. F. Autenrieth[271]) war der zweite große Medidiziner, der neben Kielmeyer zu Kerners Studienzeit in Tübingen lehrte[272]). Seine Persönlichkeit und seine Lehre sind für Kerner in entscheidendem Maße bedeutsam geworden.

---

[268]) vgl. bei Jaeger S. XLI ff. die Übersicht über das Zoologiekolleg und S. XLIV ff. die über das Kolleg über spezielle Zoologie, bei dem er der Sechs-Klassen-Einteilung Linnés folgte. Sehr aufschlußreich ist auch sein „Entwurf zu einer vergleichenden Zoologie" (1790/93) (Ges. Schr., 13—29).

[269]) vgl. Jaeger S. LXXXIII.

[270]) Der Kernersche Entwicklungsgedanke hat mit dem Entwicklungsgedanken jener nichts zu tun.

[271]) Ein Verzeichnis seiner Arbeiten bei Callisen I, 301 ff.

[272]) H. Autenrieth schreibt, daß sich Goethe bei seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten Auskünfte von J. H. F. Autenrieth erbat und daß beide in Briefwechsel standen (S. 793). In der Sophienausgabe finden sich jedoch keine Spuren eines solchen Briefwechsels. Dagegen wird Autenrieth in Hegels „Naturphilosophie" oftmals zitiert; es handelt sich dabei in jedem Falle um (empirische) Forschungsergebnisse aus Autenrieths „Physiologie" (vgl. Hegel, S. W. (Neudruck v. Glockner, 1928), Bd. 9, S. 523, 590, 594 ff., 605, 612, 639 f., 647, 651, 716.)

Wenn man ihn neben Kielmeyer, neben die Browni-aner und neben die naturphilosophischen Mediziner[273]) stellt und ihn diesen Richtungen gegenüber charakterisieren will, so muß man sagen, er ist der *großeArzt*. Ihm eignet in höchstem Maße — gerade gegenüber den dogmatisierenden Medizinwissenschaftlern und den Medizinphilosophen wird dies besonders deutlich — das Arzttum, dessen Lebensaufgabe und Lebensinhalt den bestimmenden Mittelpunkt am Krankenbett hat. Sein Blick ist dabei aber niemals lediglich auf empirische Therapeutik beschränkt; nur stand ihm eben nicht ein System im Mittelpunkt, für dessen Verfeinerung und Verfestigung die Kranken lediglich Beobachtungsmaterial abgaben, sondern der umfassende Unterbau bekommt dadurch seine Berechtigung und bekommt sie in dem Maße, wie er für die eigentliche Heilkunde fruchtbar ist. Autenrieth ist daher in keiner Weise mit der Beschränktheit des medizinischen Eklektizismus des 18. Jahrhunderts auf eine Stufe zu stellen.

Hören wir, wie er im Gegensatz zu den Gesetzgebern Brown und Schelling, seinen Weg zu den Gesetzen des Lebens sieht: „Ein beständiges Streben und Annäherung zur wissenschaftlichen Form verschaffte der . . . (Physiologie) auch den Namen Zoonomie, oder Lehre von den Gesetzen des Lebens. Eine eigentliche Zoonomie kann zwar der Mensch nie erreichen, aber Annäherung dazu ist das beständige Ziel der Physiologie, die übrigens bloß von den einzelnen Erscheinungen aus zu Vermutungen über Naturgesetze fortschreiten kann, wie jeder andere Zweig der Naturwissenschaft[274]).

Vor allem wohl durch die Berührung mit Kielmeyer angeregt, verlangt er vom Mediziner einen weiten wissenschaftlichen Horizont. Er fordert eine vergleichende Anatomie, eine vergleichende physiologische Chemie, fordert schließlich, daß „Pathologie und Physiologie sich wechsel-

---

[273]) Die Anhänger Browns hatten bei weitem nicht alle in solchem Maße wie Röschlaub und Markus den Weg mitgemacht, den ihr System nach seiner Aufnahme durch Schelling gewiesen worden war. Weikard protestiert sehr energisch gegen eine Medizin als ancilla philosophiae: „Es ist aber auch leider! bisher die Brownische Lehre, und so die ganze Arzeneykunst, durch den Einfluß der sogenannten Naturphilosophen, der neuen Chemiker, und mancher anderer verschobener Köpfe so sehr in die Höhe geschraubt worden, daß, woferne man so fortfahren sollte, nach zwanzig Jahren aus Übermaß medizinischer Gelehrsamkeit, Niemand mehr seines Lebens sicher seyn wird." (Denkwürdigkeiten, 525 f.)

[274]) Physiologie, § 1.

seitig erklären" sollten[275]). Hier ist nochmals des Polaritätsgedankens Erwähnung zu tun, der in weitestem Maße unspekulativ angewendet[276]) für die schärfere Durchleuchtung physiologischer Fragen fruchtbar wird. Im Hintergrund dieser Physiologie steht die „Lebenskraft"[277]), auch sie nicht als zentrales Dogma aufgefaßt, sondern in dem Sinne gebraucht, daß sie, selbst unbestimmt gelassen, eine Generalantwort auf die metaphysiologischen Fragen erteilen kann. Die Methode Autenrieths, sein vorsichtiges, auf Beobachtung gestütztes Vorwärtsschreiten, haben wir bereits oben durch seine eigenen Worte gekennzeichnet. Das geheimnisvolle X, bis an das heran die Physiologie geführt werden kann, erhält die Bezeichnung „Lebenskraft". Wie wenig ihm diese Lebenskraft ein Dogma war, zeigt sich aus folgendem: Die Medizin seiner Zeit hatte unter dem herrschenden Einfluß der Erregungstheorie die Humoralpathologie in Acht und Bann getan. Autenrieth weist ihr wieder, auf Grund von Beobachtungen, „ihre bescheidene Stelle in dem Gebäude umfassender medicinischer Ansichten" zu[278]) und stellt sie neben die „bildende Idee des jeder Organisation eigentümlichen Lebens"[279]).

Diese Haltung führt ihn zu entscheidender Absage an die naturphilosophische Medizin[280]). Scharf stellt er seine Methode gegen eine auf Deduktion aufgebaute Medizin[281]). In schärfsten Worten verurteilt er in der Anatomie den „niedlichen Versuch, vom Allgemeinen aus das Besondere zu erklären", und betont demgegenüber seine Ansicht von dem „Wege, welcher erst nach Auffassung des Details das Allgemeine zu suchen sich bestrebt, und wieder vom gefundenen Allgemeinen zum Einzelnen, als einem Prüfstein, zurückkehrt"[282]).

Nicht auf der Kombinatorik liegt der Nachdruck bei seiner Forschertätigkeit; das, was die Forschung ständig

---

[275]) ebda. § 3. — Diese Forderungen, die uns heute völlig selbstverständlich erscheinen, waren um 1800 durchaus nicht gewöhnlich.

[276]) ebda. § 197 ff.

[277]) ebda. § 100 ff., vor allem § 121.

[278]) Reil, VIII, 214.

[279]) Reil, VIII, 215.

[280]) „Jeder junge Mann mit vorzüglichen Gaben, der seine Jugendzeit mit Nichtstun oder mit bloßer sogenannter spekulativer Philosophie zubrachte, muß, wirft ihn das Schicksal in eine empirische Laufbahn, einseitige Theorien erfinden, . . ." Einseitigkeit ist aber der „verderblichste Fehler bei einem praktischen Arzt" (Physiologie, S. XI).

[281]) Man erinnere sich hier an das oben über Novalis Gesagte und an die Worte aus Schellings Vorlesung über das Studium der Medizin.

[282]) Reil, VII, 2.

im Fluß hält, sie vor dem Versanden in unfruchtbares Theoretisieren hütet, ist die Beobachtung. Nicht gedankliche Konstruktion führt Verfeinerung und Vervollkommnung der Forschungsergebnisse herbei, sondern immer nur der Versuch[283]).

Zwei Dinge sind es vor allem noch, die hier in dem Bild Autenrieths herausgearbeitet werden müssen. Einmal war er eine ausgesprochene Lehrerpersönlichkeit, der seine Schüler zu führen wußte. Wie in fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft zwischen ihm und den Kandidaten Dissertationen entstanden, beschreibt er uns: „In eigentlicher Gemeinschaft fast immer mit meinen bessern Zuhörern arbeitete ich an solchen Gelegenheitsschriften, und auch solche haben in dieser Hinsicht vollkommen das Recht, auctor Dissertationis sich zu unterzeichnen"[284]). Oder an anderer Stelle sagt er: „Ich ... halte die Ausarbeitung derselben am liebsten für die letzte Universitätsschule, in der sich der junge Mann im Beobachten und im Bearbeiten eigener Beobachtungen üben kann, nicht für eine Gelegenheit, olera recoquendi decies cocta"[285]).

Zum zweiten ist es der ausgesprochen soziale Zug in seinem Wesen, der schon in der oben geschilderten Art seines Arzttums aus Verantwortlichkeit vor dem Kranken zum Durchbruch kommt. Diese Haltung zeigt sich, wenn er eine Begründung für das Entstehen der Kernerschen Dissertation derart gibt, daß er betont: es gäbe zwar Ärzte für alle möglichen Spezialgebiete, aber es gäbe keine Ohrenärzte, obgleich gerade ausgesprochen viel Menschen wegen Mangels an Gehör unglücklich seien, und er hoffe nun für dieses wichtige Feld einen so vorzüglichen jungen Mann wie Kerner zu gewinnen[286]).

Wenn wir nun fragen, was Autenrieth hauptsächlich Kerner mitgeben konnte, so ließe sich, überscharf formuliert, beinahe sagen, daß hier als Wichtigstes im Grunde ein negativer Einfluß wirksam war. Autenrieth hat seinen

---

[283]) Bezeichnend sind die Worte, mit denen er seine Mitteilung der Kernerschen Dissertation schließt: „Möchte nun die weitere Bekanntmachung dieser Versuche wenigstens dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Physiologen auf ein ... noch so wenig bearbeitetes Feld zu ziehen ... sollten auch bei einer nochmaligen Wiederholung der Beobachtungen alle Schlußfolgen als ungegründet erscheinen; so wird doch ihre Widerlegung selbst die Wissenschaft erweitern, und dadurch unsere Unternehmung rechtfertigen; vorausgesetzt die Widerlegung ist Frucht der Beobachtung, und nicht einer bloßen sich selbst so nennenden Naturphilosophie" (Reil, IX, 376).

[284]) Reil, VIII, 214.

[285]) Reil, IX, 313.

[286]) Reil, IX, 314.

Schüler vor der spekulativen naturphilosophischen Medizin behütet. Unter seiner Führung konnten Kerners eigene Anlagen ungestört wachsen, konnte sich Kerners Beobachtungsgabe entfalten[287]).

Wenn wir nach dem bisher Aufgezeigten an die Betrachtung der Kernerschen Dissertation gehen, so betreten wir eine, gegenüber der spekulativen Medizin, völlig andersartige Welt. Was er aus seinen außerordentlich feinfühlig angesetzten Versuchen an Beobachtungsmaterial zusammenträgt, ist auch heute noch der Beachtung wert. An Hand einer großen Fülle von Versuchen beim Menschen und bei verschiedenen Tieren werden die Funktionen der tuba Eustachii[288]), des äußeren Gehörganges, der Kopfknochen, des Trommelfells[289]), der Teile des Innenohrs usw. untersucht. Durch sehr verfeinerte Versuchsbedingungen wird die Wirkung der verschiedenartigsten Töne und Klänge auf das menschliche und tierische Ohr festgestellt. Wenn man die Arbeit liest, ohne sich durch manche, ihren Wert — vom heutigen Stand der Ohrenmedizin aus gesehen — herabsetzende Irrtümer abstoßen zu lassen, so muß man unbedingt den Eindruck empfangen, daß hinter dieser Arbeit eine tiefe Freude an den Erscheinungen der Natur und ihrer liebevoll sorgfältigen Beobachtung steht.

Kerners glänzende Beobachtungsgabe tritt uns besonders in einer Gruppe seiner medizinischen Schriften entgegen, den drei Arbeiten, die er der Beschreibung der Wurstvergiftung gewidmet hat. Diese Arbeiten zogen erstmalig das Wurstgift, das damals in Württemberg, namentlich in den ärmeren Schichten, zahllose Opfer forderte, in die wissenschaftliche Diskussion, und Kerners Bemühungen ist es zu danken, daß in Württemberg die Anzeigepflicht für Wurstvergiftungen eingeführt wurde. Er konnte durch systematische Untersuchungen feststellen, daß das wirksame Gift in den Würsten gebildet wurde, und er konnte eindeutig Meinungen zurückweisen, die die krankmachende Wirkung auf irgendwelche zufälligen Zusätze von vegetabilischen oder anderen Giften zurückführen wollten.

Wenn freilich die moderne Bakteriologie Kerners Ergebnisse überholt hat, wenn seine Annahme, daß die Vergiftungserscheinungen durch die Wirkung einer beim

---

[287]) Und so ist es für den Gegensatz der Tübinger zur Romantik von Jena bezeichnend, daß Schelling sich Kielmeyer, Kerner aber Autenrieth anschließt.

[288]) IX, 319 ff.

[289]) IX, 321 ff. — bzw. IX, 333 ff.

Fäulnisprozeß als Zersetzungspunkt entstehenden „Fettsäure" zu erklären seien, durch die Entdeckung des Bacillus bovinus[290]), der das für den Organismus gefährliche hochpathogene Gift erzeugt, zurückgewiesen — besser berichtigt — ist, ist doch seine Beschreibung der Krankheitsvorgänge und Erscheinungen noch heute als meisterhaft zu bezeichnen[291]).

Wenn hier auf die medizinische Seite so stark eingegangen wurde, stärker vielleicht, als es auf den ersten Blick in einer literaturwissenschaftlichen Arbeit gegeben erscheint, so vertiefen wir doch gerade durch diese Betrachtung ganz wesentlich unseren Blick für jene eigentümliche Anlage Kerners: seine aus der Liebe zur Natur erwachsende meisterhafte Beobachtungsgabe.

Gerade seine Arbeiten über die Wurstvergiftung sind hier typisch: Noch heute, nach über 100 Jahren unerhörter medizinischer Fortschritte, ist seine Krankheitsbeschreibung als meisterhaft zu werten. Vergleichen wir sie mit der Beschreibung, die der moderne Mediziner vom Botulismus gibt, so finden wir kaum Unterschiede.

Mit dieser meisterlichen Beobachtungsgabe hält aber, und auch das ist typisch für ihn, die gedankliche Auswertung nicht Schritt. In diesen Schriften tritt freilich noch nicht so deutlich hervor, was später seine „Naturforschung" unfruchtbar machen sollte: Der mangelnde kritische Abstand von der Beobachtung, das Fehlen einer strafferen Denkdisziplin.

Schließlich geben uns diese Schriften noch von einem weiteren Kunde, von Kerners starker sozialer Haltung. Er verwendet seinen Scharfsinn nicht auf private Liebhabereien, die etwa einem egoistischen Bedürfnis nach Ausweitung seines wissenschaftlichen Medizinbildes nachkommen, sondern stellt seine Schaffenskraft hier, wie immer, bewußt in den Dienst der Gemeinschaft, vor der er als Arzt Verantwortung trägt. Er treibt seine Wissenschaft nicht um der Wissenschaft willen, sondern greift eine Frage auf, deren Klärung für die ärmere Landbevölkerung Württembergs von entscheidender Wichtigkeit war[292]).

---

[290]) 1897 durch van Ermengem.

[291]) vgl. v. Bergmann-Stähelin: Handbuch der inneren Medizin, 3. Aufl., Berlin 1934; Bd. I, S. 932—937. Kolle, Kraus, Uhlenhuth: Handbuch der pathologischen Mikroorganismen, 3. Aufl., Jena 1928; Bd. IV, Teil II, S. 1269—1364 (K. F. Meyer: Botulismus).

[292]) Gerade diese Art des sozialen Einsatzes Kerners gibt Gelegenheit, noch einmal an einem besonders einprägsamen Beispiel auf seine Andersartigkeit gegenüber der Frühromantik hinzuweisen. In Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Kloster-

Im April 1809 trat er nach dem Abschluß seiner Studien seine große Reise an, die ihn vor allem nach Hamburg, wo er längere Zeit bei seinem Bruder Georg blieb (der dort als praktischer Arzt wirkte), und nach Wien führte. Nach seiner Rückkehr nach Schwaben im Mai 1810 ließ er sich zunächst für einige Monate in Dürrmenz, dann von Januar 1811 bis Januar 1812 in Wildbad als praktischer Arzt nieder. Von hier kam er nach dem abgeschiedenen Walddörfchen Welzheim und blieb dort als Landarzt bis ins Frühjahr 1815, als er als Oberamtsarzt nach Gaildorf gerufen wurde. Doch auch hier dauerte seine Tätigkeit nur vier Jahre, und nach diesen Wanderjahren zog er am 19. Januar 1819 in Weinsberg ein und hat dort 43 Jahre gelebt. Nur selten führte ihn eine Reise auf kurze Zeit aus seinem Hause unter der Weibertreu, das er sich 1822 erbaut hatte.

Dieses Leben eines ausgesprochenen Landarztes, das Kerner führte, ließ nun vollends die Ansätze zur Entfaltung kommen, die uns aus seiner Jugend und Studienzeit bekannt sind. Sein inniges Verhältnis zur Natur konnte sich in entscheidendem Maße auswirken, dieses Naturverhältnis, das bei ihm zeitlebens auf der Beobachtung ruhte. Züge feinster Beobachtung finden wir in seinen Gedichten wiederholt. Als Beispiel sei hier nur auf das Gedicht „Winterklage“[293]) verwiesen, wo in außerordentlich feiner Weise das Herz mit einem Bach verglichen wird; der Vergleich ist darauf aufgebaut, daß das Herz wie der Bach „eine Well' der andern nach“ treibt.

---

bruders“ stehen die folgenden bezeichnenden Sätze: „Ach aber! — wenn ihm nun so eine entzückte Stunde, da er in ätherischen Träumen lebte oder da er eben ganz berauscht von dem Genuß einer herrlichen Musik kam, dadurch unterbrochen wurde, daß seine Geschwister sich um ein neues Kleid zankten oder daß sein Vater der ältesten nicht hinreichend Geld zur Wirtschaft geben konnte oder der Vater von einem recht elenden, jammervollen Kranken erzählte oder daß eine alte, ganz krummgebückte Bettelfrau an die Tür kam, die sich in ihren Lumpen vor dem Winterfrost nicht schützen konnte; — ach! es gibt in der Welt keine so entsetzlich bittere, so herzdurchschneidende Empfindung, als von der Joseph alsdann zerrissen ward. Er dachte: „Lieber Gott! ist denn d a s die Welt, wie sie ist? und ist es denn dein Wille, daß ich mich so unter das Gedränge des Haufens mischen und an dem gemeinen Elend Anteil nehmen soll? Und doch sieht es so aus, und mein Vater predigt es immer, daß es die Pflicht und Bestimmung des Menschen sei, sich darunter zu mischen und Rat und Almosen zu geben und ekelhafte Wunden zu verbinden und häßliche Krankheiten zu heilen! Und doch ruft mir wieder eine innere Stimme ganz laut zu: Nein! nein! du bist zu einem höheren, edleren Ziel geboren!“ (S. 97 f.).

[293]) WW. III, 112. — Andere Beispiele WW. IV, 7, 115; III, 233.

Kerner vertraut sich der Natur an, sie ist seine „liebe Mutter"[294]). In seiner Naturanschauung wird das System der Natur selbst entnommen, sie ist der Ausgangspunkt. Bei der Entwicklung seiner Gedanken hat sich Kerner freilich oftmals außerordentlich weit treiben lassen[295]).

---

[294]) Mayer, I, 155; Nieth. S. 50.

[295]) Für die Art des Kernerschen Naturverhältnisses, für seine Hingabe an die Natur ist wenig anderes so bezeichnend wie ein Brief, den er am 26. 11. 1812 aus Welzheim an Uhland schrieb: „Daß Dir der Wanderer zum Morgenrot so sehr mißfallen, ist mir leid, war mir aber gerade nicht unerwartet. Ich selbst bin mit ihm (als poetisches Produkt betrachtet) nicht zufrieden, er hätte besser zu einer philosophischen Abhandlung getaugt. — Die Sache ist zu sehr der Natur gemäß und aus ihrem Geheimnis genommen, als daß sie als Dichtung, Poesie, romantische Erzählung nicht hart lassen sollte. Ich kann nicht jedem Leser, vielleicht keinem, zumuten, in meine Begriffe von Krankheit . . ., Tod einzugehen etc. Tod nenne ich die innigste Vereinigung mit dem Geist der Natur, Krankheit ist Hinstreben nach dieser Vereinigung. Tod ist die höchste Verherrlichung, zu der der Mensch im Leben kommt. Magnetischer Schlaf, Epilepsie (die scheußliche fallende Sucht, wie Du es nennen magst), Katalepsie, Verzückung, Wahnsinn, Metallfühlen (Siderismus), dann die organische Zerstörung in einzelnen Teilen des Körpers, alte Narben, die die Veränderungen in der Atmosphäre voraussagen — all dies sind Zustände, durch die der Mensch dem Geist der Natur, einem Allgemeinleben, dem Leben der Geister und der Gestirne, näher kommt, befreundeter wird. Magnetischer Schlaf ist gleich Tod, Heraustretung des Geistes auf Momente aus dem Körper, Nähertreten der Geisterwelt oder der Natur, wie man es nennen will. . . . . Dieser Verein, dieser innere Umgang mit der Natur, dies Heraustreten kann aber nie statthaben, wo der Körper ein Bollwerk ist, die Oberhand hat, gesund ist, eine für sich bestehende, begrenzte Masse. Es gehört Auflösung dazu, daß die für sich bestehende, starre Eismasse als blauer, weicher Fluß der Mutterbrust dem Meere zueilt und Sturm vorher sagt und den Bewegungen des Mondes folgt, nenne man diese Auflösung Krankheit, Zerrüttung, Tod etc." (BrwK. I, 339 ff.)

„Im innigsten Umgang mit der Natur kann man dahingebracht werden, Metalle und Gewässer in Tiefen zu erfühlen, in die Zukunft zu schauen, Geister zu sehen etc., kurz alles das zu erkennen, was dem Geiste durch das bloß für sich bestehende, harte, begrenzte Bollwerk des Körpers (der Gesundheit, dem Zustande, der so ganz dem Erdenleben Norm und angemessen ist) verdeckt ist. Das Weib (Weib zu sein ist eigentlich Krankheit) steht schon inniger wie der Mann in Verbindung mit der Natur, ist deswegen auch mehreren Krankheiten ausgesetzt, und eilt auch bälder als der Mann dem gänzlichen Verein mit der Natur, dem Tode, zu, dasselbe stirbt normal bälder als der Mann. Es ist, noch im Bollwerk des Körpers in innigerer Verbindung mit den Gestirnen, mit dem Mond, es hat größere Ahnungsfähigkeit als der Mann. Pythia, die Sibyllen, die Hexen.

Eh die schwerfällige Raupe, recht geistermäßig leicht, im Raume hinschwebt, erkrankt sie, sie häutet sich, dann verfällt sie in magnetischen Schlaf. In diesem fühlt sie schon die Fittiche, die sie über Blumen tragen werden, heranwachsen, sie erhält Ahnungen vom kommenden Leben, zerbricht die Hülle und schwebt in dasselbe. (Ich kann mich nicht enthalten, hier noch etwas hinzuzusetzen. Es ist auffallend, wie dieses Geschöpf vor seiner Verherrlichung eigentlich ganz in

Daß er aber über allen Abschweifungen sich nicht verliert, dafür sorgt sein Arzttum, das eben immer seine Aufgabe darin behält, den Zustand, „der dem Erdenleben so ganz Norm und angemessen ist", zu dienen. Dies tut er auch mit rücksichtslosem Einsatz seiner ganzen Person[296]). Er kämpft gegen die Krankheiten[297]), bleibt aber dabei in seinem Sinne Diener der Natur. In ihr gründet er alles. Interessant ist, wie er die Juden als „Nation" nach Prinzipien der Natur faßt, wie er die mosaischen Gesetze als diätetische Vorschriften ausweist[298]).

Im Sinne seiner Zeit ist er davon überzeugt, daß zwischen „intellektuellen und körperlichen Leiden" ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Aber ganz in Gegensatz zur Naturphilosophie und ihren Anhängern von Schelling bis Windischmann betont er, vom Primat der

---

Fäulnis übergeht . . .) Appetit und normale Absetzung der Masse erhält den Körper, der um den Geist wie die Schale um den Kern gelagert ist . . . Jeder Zug in dieser Dichtung: Der Wanderer z. M. R. ist in der Natur gegründet und aus ihr genommen, wie manches in den Reiseschatten. Das macht, daß vielleicht manches grell und peinlich zu sein scheint, wie das Rätsel des Lebens überhaupt. Für den, der den Schlüssel dazu hat, ist es nicht so." (BrwK. I, 341 f.)

Wie stark sich gerade Kerners Naturerlebnis in Welzheim, wo die Konzeption der Heimatlosen (siehe oben) entstand, vertiefte, zeigt das Gedicht „Sehnsucht nach der Waldgegend" (WW. III, 94), zeigen seine „Bemerkungen über den Welzheimer Wald (WW. II, 315 ff.)

[296]) Pocci, S. 107; Reinhard, S. 67.

[297]) z. B. gegen den Dämon der Epilepsie bei Loeben (BrwK. I, 558).

[298]) „Die Juden sind eine Nation, in der das sympathische System leicht sehr tätig ist, wofern es nicht immer möglichst nahrungslos gehalten wird. Daher bestunden die mosaischen Gesetze vorläufig in diätetischen Vorschriften für dieses Volk; besonders versagte ihnen Moses Fett und Blut, die so äußerst auf das sympathische System einwirken. Diese Menschen sind auch wie keine zu den allerwunderbarsten (bei keinem andern Menschen sonst gesehenen) Hautausschlägen geneigt, und Hautausschläge, wie überhaupt die Haut (der Leiter nach der Außenwelt) sind bloß Produkte des sympathischen Systems. Dadurch aber, daß die Juden Moses . . . Gesetzen gehorchen und auch ohnedies doch meistens (der Mehrzahl nach) nüchtern und in Armut lebend, erhalten sie ein waches Gehirn . . . . doch ist die natürliche Anlage zu einem vorherrschenden Bauchsystem . . . in ihnen immer durchscheinend und läßt sich auch durch Moses Gesetze nur teilweise bezwingen, daher ihre Lust zu Gewinn, Betrug, Stehlen."

Aus diesem Brief seien noch einige andere Sätze zitiert, die für uns in anderem Zusammenhang wichtig sein werden. Kerner schreibt: „In der Schwangerschaft ist das sympathische System äußerst herrschend, daher verfallen Schwangere so häufig in sinnliche Gelüste, Stehlen, Beißen etc., sind auch der Außenwelt sehr überantwortet, nehmen von dieser Eindrücke an, die sich auf dem Kinde (Muttermale etc.) abdrücken und können auch leicht von bösen Menschen durch Verwünschungen, Sympathie usw. Übel erleiden." (An Therese Huber, undatiert (zwischen 10. 5. und 29. 6. 1829) — BrwK. I, 570 f.)

Natur ausgehend, daß „das körperliche Leiden solcher Schriftsteller (Loeben) nicht so sehr aus ihrem Intellektuellen, als ihr Intellektuelles aus ihrem Körperlichen hervorging“[299]).

Der Natur erkennt er zu, daß sie Menschen bildet, so singt er von seiner Frau:

Auf den Fildern, unter den Bäumen,
Schwabenlandes echter Flur,
Wuchs sie auf zur treusten Tochter
Württembergischer Natur[300]).

Das Verhältnis des Kindes zur Mutter, in dem er zur Natur steht, hat er auch auf sein Frauenbild übertragen. Keine Leidenschaft, keine Liebe des Mannes zum Weibe finden wir in seinen Gedichten. Seine Liebe:

So laß mich bei dir bleiben . . .
Wie an dem Mutterherzen
In Wonne ruht ein Kind[301]).

Mutterliebe ist das stärkste Gefühl, was es für ihn geben kann, ja, sie ist die stärkste Lebensäußerung überhaupt, und so heißt es in dem Gedicht „Todesprobe“

Doch sie kann noch lebend sein!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlechte Zeichen!
Bringet schnell ihr Kind herein!
Legt ihr das ans kalte Herz!
Rührt auch dann ihr Herz sich nimmer,
Dann auf immer
Ist sie tot, — und aus ihr Schmerz[302]).

Es war unzweifelhaft ein großes Glück für Kerner, daß er die Frau finden konnte, die in so einzigartiger Weise zu ihm paßte, wie sein Rickele. Wir wissen, in welch starkem Maße er immer die reale Wirklichkeit dessen brauchte, was an wesentlicher Stelle in seinem Weltbild stand. Ganz unzweifelhaft ist es das Leben und Wirken dieser Frau gewesen, das am allerstärksten sein gesamtes Frauenbild und seinen Glauben an die Mütterlichkeit[303]) unbewußt gestützt und genährt hat. Wenn seine Liebeslieder unpersönlich wirken, dann spüren wir hinter den Gedichten, die sich in scheuer Innigkeit an die Mütterlichkeit seiner Frau richten, das Allerpersönlichste Kerners[304]).

---

[299]) vgl. dazu den Brief Therese Hubers an Kerner v. 10. 8. 1824 (BrwK. I, 557) und die Antwort Kerners.

[300]) WW. III. 258.

[301]) WW. III, 106.

[302]) WW. III, 67.

[303]) Es ist bekannt, was ganz besonders für Lenau (s. K. H. I, 143 f.) die Mütterlichkeit dieser Frau bedeutet hat, die sie den zahllosen Gästen ihres Mannes immer in reichem Maße schenkte.

[304]) Wir wissen, wie außerordentlich labil der Stimmungs- und Gemütsmensch Kerner war. Immer wieder wird sein schaffensfrohes

So finden wir in Kerners Dichtung ein grundsätzlich anderes Frauenbild[305]) als beim jungen Goethe, als in der Weimarer Klassik, als in der Welt der Lucinde, der Sophie von Kühn und der Caroline, als in der Welt der Weiber des jungen Deutschlands[306]). Kerner singt von seiner Frau, sie sei „Ein stetes Licht, kein Lichtgefunkel"[307]), er besingt ihre rotgearbeiteten Hände[308]).

Sein Frauenbild wird grundsätzlich nach dem Naturbild geformt[309]), die Frau steht seiner Meinung ja der Natur auch viel näher als der Mann[310]). Zur mütterlichen Frau und zur mütterlichen Natur[311]) kann er immer wieder flüchten.

---

und tapferes Leben von Stunden der Schwäche, der tiefsten Niedergeschlagenheit unterbrochen. (Es sind dies immer nur Stunden gewesen, aber gerade in ihnen hat er die meisten seiner Gedichte geschaffen. Daß diese Gedichte in seinem Gesamtwerk überwiegen, hat ihm unberechtigterweise den Namen eines „Wehmutssängers" eingetragen.) Gerade in solchen trüben Stunden, die ihn vor allem im späteren Alter immer schwerer und häufiger befielen, war diese Frau an seiner Seite unersetzlich. Der Gehalt dieser Seite des Lebens im Kernerhaus tritt uns am klarsten vor Augen in einer Schilderung aus dem Erinnerungsbuch von Kerners Tochter Marie: „Der Vater konnte nichts unternehmen ohne sein Rickele. Nichts, was er schrieb, dünkte ihm fertig, ohne daß die Mutter ihr Urteil abgegeben hatte. Das tiefe Gefühl und der klare Verstand, die sich bei ihr in seltener Vereinigung fanden, gaben ihr das beste Verständnis für des Vaters ganzes Wesen, dadurch wußte sie auch für seine oft quälende Melancholie die besten Mittel durch Trost, Rat und Tat. Als der Vater wieder einmal sehr trüb gestimmt und voll Todesahnungen war, denen er in mehreren Briefen an Freunde Ausdruck gab, brachte er, wie gewöhnlich, der Mutter dieselben zum Lesen. Nachdem sie damit fertig war, sagte sie in ihrer ruhigen Weise: „Aber Kerner, wenn du diese Briefe abschickst, kannst Du fast mit Ehren nicht mehr fortleben"." (Nieth. S. 97 f.)

[305]) vgl. auch Pocci, S. 328 f.; Wildermuth, S. 72.

[306]) Der Abstand des Kernerschen Frauenbildes und der Frauenauffassung des jungen Deutschlands und der Hegelianer kommt sehr deutlich zum Ausdruck in dem Briefwechsel zwischen Kerner und Ottilie Wildermuth (besonders S. 83, 85).

[307]) WW. IV, 5.

[308]) WW. IV, 3.

[309]) Wie das eine und das andere sich wechselseitig stützen, zeigt am eindringlichsten seine Parabel „Rebentränen" (WW. IV, 36).

[310]) BrwK. I, 341; vgl. oben S. 87, Anm. 295 (2. Teil).

[311]) Die „mütterliche Natur" gibt überhaupt allen seinen Naturbildern das Charakteristische. Wie selbstverständlich diese Vorstellung in ihm geworden ist, zeigen wohl am deutlichsten seine Verse auf Frischlin, wo es heißt:

Da fanden sie . . .
Zerschmettert ihn . . .
Weh! Muttererde! daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen.

(WW. III, 131 — andere einprägsame Beispiele: WW. III, 159, 216, 268).

Ganz besonders einprägsam vernimmt man diese Naturauffassung Kerners aus dem Munde Lamberts in den „Heimatlosen": „Die Natur,

Was ihm Menschenherzen versagen, findet er an ihrem Mutterherzen. Gerade in bitteren Stunden wird immer wieder die Sehnsucht in ihm wach, loszukönnen

Von all dem Menschentreiben,
Natur! in deinem Schoß
Ein herzlich Kind verbleiben![312])

Es ist durchaus eigentümlich für Kerner, mit welcher Schärfe er das, was ihm die Natur gibt, herausstellt gegen alles, was ihm Menschen geben können[313]).

Die Natur hat ihn das Dichten gelehrt. Schwäbische Landschaft ist „schwäbischer Dichter Schule, und ihr Meister heißt — Natur"[314]). Der Dichter will „ein Teil der schaffenden Natur" sein[315]).

Geburt und Tod sind die Pole seiner Natur und zugleich die beiden Punkte, in denen er den Prozeß des Lebens am tiefsten erfaßt. Was bedeutet letztlich rein menschlich alle Auffassung der Natur als des unendlichen Produzierens, aller Dualismus von Unendlichem und Endlichem gegen das eine tiefe Wort Kerners (an den Winter):

Bunte Blüten, grüne Blätter, die der milde Sommer gab,
Schlägst du, weil du's nicht geboren, mit den harten Fäusten ab[316]).

So, wie Kerner sich selbst in der Natur verwurzelt und aus ihr seine Kraft zieht, so deutet er auch die Per-

---

die gar liebreiche", sprach er oft, „legt uns so gern an ihre Brust, daß wir die Harmonie ihres Herzens vernehmen, wenn wir uns nur nicht so fremd und großgezogen gebärdeten. Wie eine sorgsame Mutter nach dem kaum laufenden Kinde die Arme ausreckt und ihm damit den geraden, sichern Weg zu ihren Brüsten zeigt; also tut uns die gar liebe Mutter, die Natur, denken wir uns nur nicht so gar großgewachsen, denn dann tritt die sittsame, scheue Mutter zurück und verhüllt vor uns Großen ihre Geheimnisse" (III, 8).

[312]) WW. III, 206.

[313]) WW. III, 46, 56, 74, 206, 210, 226, 230; IV, 31.

[314]) WW. III, 5; vgl. Mayer, II, 161.

[315]) WW. III, 9.

[316]) WW. III, 90. Diesem Frauenbild und diesem Naturbild ist Kerner sein ganzes Leben treu gewesen. In den „Heimatlosen" spricht es einmal der Harfenspieler Luchs in der schlichtesten, und wohl gerade dadurch besonders tief berührenden Form aus: „Seit wir auf eigenen Füßen gehen, seit wir unserer Mutter, der Erde, entwöhnt sind, will uns, was so ganz von ihr genommen ist, wie Kraut, Frucht und Brot, nicht mehr so munden. Nur das Weib, das stets treue Kind der Erde, verbleibt gerne bei der Kost, die die Mutter reicht; wir aber streben nach einer ihr fremden fleischigen Kost mit Beil und Geschoß, bis wir im Alter, zu Kindern geworden, wieder der Muttererde uns nähern; da labt uns wieder Kraut und Obst, wie in der Kindheit, und endlich legen wir uns selbst, ein Samenkorn, in ihren Schoß . . ." (WW. III, 24 f.).

sönlichkeit Franz Anton Mesmers, des von ihm verehrten Entdeckers des tierischen Magnetismus: „Durch dieses Herumtreiben und Leben in freier Natur scheint ihm schon als Kind und Knabe eine Naturkraft zugeflossen zu sein, die nicht in der Stube erzogenen Menschen, aber gerne solchen zufließt, die in vielseitigem Umgange und Streite mit der Natur sind . . ."[317]). Die Unmittelbarkeit von Mesmers Verhältnis zur Natur arbeitet Kerner mit Recht in seinem Buche ganz stark heraus[318]), und schenkt demgegenüber dem Umstand kaum Beachtung, daß Mesmer in vielem ein echtes Kind der Aufklärung ist[319]).

Mit Franz Anton Mesmer (1734—1815) stoßen wir auf eine Bewegung, die ebenfalls in der Naturwissenschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts eine Rolle spielte.

Mesmer hatte im Mai 1766 in Wien eine medizinische Dissertation „De Influxu Planetarum" vorgelegt. Er geht dort von den astrophysikalischen Gesetzen Keplers und Newtons aus und erinnert daran, daß in der Art der Gravitation der Mond ebenso wie die anderen Himmelskörper einen Einfluß auf die festen und flüssigen Teile der Erde haben. Er geht dann weiter und führt die „gravitas universalis" sowie all das, was er unter „Proprietates [rerum] corporearum" an mechanischen Kräften zusammenfaßt, auf eine Grundursache zurück, „quae per vasta Coelorum spatia effusa", die er „Gravitas Animalis" nennt. Diese Wechselanziehung zwischen allen Teilen der Welt ist an eine Stubstanz gebunden, die ihrer Feinheit wegen beinahe unkörperlich ist, und mit der er in dieser Beziehung nur die „materia luminosa" Ähnlichkeit besitzt[320]).

Wenn wir nun fragen, was ihn auf diese Gedanken gebracht hat, dann sind wir zunächst überrascht: Diese „Gravitas Animalis", wie er sie damals noch nennt, mußte bereitgestellt werden, damit auf diesem Wege die Beeinflussung des Menschen durch die Planeten erklärt werden kann. Was sich unter dem Allgemeinbegriff „Einflüsse der Planeten" aber verbirgt, ist nichts anderes als ein angeblicher Einfluß des Mondes auf Lebensvorgänge. Sehen wir die Beispiele, die er dafür erbringt, genauer an, dann sind es fast alles Erscheinungen, die wir aus dem alten Volksglauben kennen, die zum Teil Eingang in die Humoralpathologie des Mittelalters gefunden hatten, andernteils auch von Paracelsus aufgenommen und verarbeitet worden waren, um auch aus seiner Hand wieder in die Vorstellungswelt des Volkes zurückzukehren.

---

[317]) Mesmer, S. 15, 160.

[318]) S. 58.

[319]) Dies ist wichtig, es zeigt, wie unbiographisch Kerner vorgeht Sein eigenes Wesen arbeitet er an der anderen Persönlichkeit heraus, deutet diese in weitem Umfange willkürlich aus, um sich auf diese Weise eine Bestätigung des eigenen Wesens zu schaffen.

[320]) pg. 32 f.

Mesmer spricht zunächst davon, daß der Säfteumlauf in der Pflanze zur Zeit des Vollmondes angehalten sei, und berichtet dann nacheinander vom Einfluß des Mondes auf die Periodizität der epileptischen Anfälle, sowie aller epileptischen Begleiterscheinungen[321]), sagt dann, daß im Volk bekannt sei, daß manische Anfälle gemäß dem Mondumlauf wiederkommen[322]). Er bespricht den Einfluß des Mondes auf die Menstruation[323]), sowie auf alle Krankheitserscheinungen, bei denen das Blut Veränderungen unterworfen ist[324]), er sagt, daß Nierenschmerzen[325]), ebenso wie epidemische Krankheiten in ihrer Stärke vom Mondwechsel abhängig seien[326]).

Dem Leser wird gerade aus diesen Beispielen deutlich, daß Mesmer seinen Ausgang von Erscheinungen nimmt, die ihm in seiner Jugend im schwäbischen Bodenseegebiet[327]) aus der Volksmagie[328]) nahetraten. Denn, was er an Einflüssen des Mondes auf Krankheitserscheinungen vorträgt, beschreibt in fast vollständigem Maße den Kreis volksabergläubischer Auffassungen vom Einfluß des Mondes[329]).

Etwas unvermittelt kommt dann Mesmer zum Schluß seiner Ausführungen: Man solle nicht denken, er wolle den Einfluß der Gestirne nur aus Krankheiten aufzeigen. Die „Gravitas universalis" leite ja unsere Körper in Harmonie. Da die Planeten so großen Einfluß auf die Menschen hätten, sei es Aufgabe der Ärzte, diesen Einfluß genau zu erforschen, ihn bei ihren Behandlungen zu berücksichtigen[330]).

Wichtig sind für uns hier nicht die vielen Spekulationen, mit Hilfe deren aus der „gravitas animalis" ein naturwissenschaftliches System begründet werden soll, sondern wichtig ist für uns, daß hier, in der zweiten Hälfte

---

[321]) pg. 35 f.
[322]) pg. 37.
[323]) pg. 37.
[324]) pg. 38.
[325]) pg. 40.
[326]) pg. 41 f.
[327]) vgl. Kerner, Mesmer, 14 f.
[328]) Diese Zusammenhänge hat R. Tischner in seiner sonst recht zuverlässigen Darstellung Mesmers völlig übersehen. (Vgl. seine Interpretation der Dissertation Mesmers, S. 32—36.)
Im übrigen verweise ich zur Ergänzung des im Rahmen unserer Arbeit notwendigerweise knappen Mesmerbildes auf diese Darstellung sowie auf H. Chr. Wolfarts Ausgabe des „Mesmerismus oder System der Wechselwirkung. Theorie und Anwendung des tierischen Magnetismus, als die allg. Heilkunde z. Erhaltung d. Menschen v. J. F. Mesmer". Berlin 1814, und auf: J. Ennemoser: Geschichte d. thierischen Magnetismus, Leipzig 1844.
[329]) vgl. den Artikel „Mond" im HwbAbgl. VI, 477 ff. (Dort sind auch weitere Quellenhinweise zusammengestellt.)
[330]) pg. 45 ff.

des 18. Jahrhunderts, in stärkstem Maße Volksaberglaube in die Medizin eindringt. Das heißt, daß hier mit Beobachtungsmaterial gearbeitet wird, das von Menschen bereitgestellt ist, denen sinnliche Frische der Beobachtung alles ist, die das kalte, kritische Experiment, das der Verstand vornimmt, nicht kennen. Daher wird also in Kerners Buch mit Recht Mesmers Stellung zur Natur ganz wie die des einfachen Landmannes gezeichnet.

Wenn auch der „tierische Magnetismus", den Mesmer als System ausbildete, auf weite Strecken in grobe Scharlatanerie entartete, so war er doch in einem Punkt bestimmt fruchtbar. Von dieser Seite her erfolgte nämlich ein nicht unwesentlicher Anstoß zu der Erkenntnis, daß es sich bei allen Heilungsvorgängen nicht allein um irgendwelche schematisch nach physikalischen Gesetzen verlaufende Prozesse handelt, sondern daß die Persönlichkeit des Arztes selbst bei jeder Behandlung eine ausschlaggebende Rolle spielt, und dies um so mehr, wo es sich um willensmäßig leicht beeinflußbare Kranke handelt. Diese Erkenntnis, die einen wichtigen Grundstock vieler volksmedizinischer und vor allem paracelsischer Vorstellungen bildete, war in der Universitätsmedizin nur zu stark in Vergessenheit geraten und erhielt nun von dieser Seite her eine, freilich etwas gewaltsame, Neubelebung[331]).

Sie stand im Hintergrund auch bei einem anderen Einzelgänger, der, wie Mesmer, allerdings in manchmal etwas anderer Form[332]), sich einen tierischen Magnetismus aufbaute, bei Eberhard Gmelin (1751—1808) aus Heilbronn[333]).

Die zwei Momente, die wir bei unserer obigen kurzen Besprechung hervorhoben: Beziehung des Mesmerismus zur Volksmedizin und Blicklenkung auf die heilende Arztpersönlichkeit, treten uns gerade aus Gmelins Werk, wenn auch durch mancherlei krauses Beiwerk verhüllt, stark entgegen[334]).

---

[331]) Man vergleiche zu diesem ganzen Abschnitt Erwin Lieks Buch „Das Wunder in der Heilkunde", München 1930.

[332]) Ganz deutliche Anklänge finden sich: Thier. Magn. I, 89 ff. Eigene Weiterbildungen: Thier. Magn. II, 177 ff., vor allem Anthropologie I, 353 ff.

[333]) Dieser Mann griff persönlich entscheidend in Kerners Leben ein, wir wissen aus dem Bilderbuch, welche große Bedeutung Kerner der Gmelinschen Behandlung beimaß.

[334]) Er legt Wert darauf, „. . . daß lebendige menschliche Berührung unter vielen Völkern als ein wirksames Heilmittel angewandt und anerkannt wurde, welches sich selbst bis auf unsere Zeiten und unter dem Landvolk verschiedener Gegenden und selbst der hiesigen in Ansehen erhalten hat. . . . Aber daß bei menschlicher Einwirkung eine eigene, bisher wenig gekannte, Naturkraft wirke, daß diese auf ver-

Aus der Mesmer-Gmelinschen Richtung hat Kerner vieles übernommen; gewisse Gedankenzusammenhänge hat er dort, wenn auch in frei schaltender Weise aufgenommen.

Wenn wir nun noch einmal den Blick auf die innere Struktur der Medizin dieser Epoche zurückwenden, dann muß zunächst einmal betont werden: mit dem, was um Schelling sich abspielte, mit „romantischer Medizin" hat der tierische Magnetismus nichts zu tun. Wenn auch, was hier nicht im einzelnen entwickelt werden konnte, Mesmer und Gmelin sich zu hochfliegenden Spekulationen hinreißen ließen, so darf man sich dadurch den Blick nicht trüben lassen. Ein Schlagwort kann vielleicht hier verdeutlichen: In der „romantischen Medizin" steht die Krankheit im Mittelpunkt[335]), bei Autenrieth, bei den Magnetisten, bei Kerner steht der Kranke im Mittelpunkt. Die Schellingianer trieben medizinische Philosophie, aber keine praktische Heilkunde. Bezeichnend ist, daß die therapeutische Einstellung der großen, von naturphilosophischen Medizinern geleiteten Krankenhäuser im Grunde sich in der ganzen Zeit kaum geändert hat[336]).

Wir haben von Kerners Hingabe an die Natur gesprochen und in ihr den entscheidenden Zug seines Wesens erkannt. Aus seinem Naturverhältnis ergibt sich ganz selbstverständlich sein Verhältnis zum Landvolk, zu den Menschen, die der Natur am nächsten leben und ihr gegenüber in derselben Haltung stehen, wie sie ihm selbst eigentümlich war. Wir erkennen eine ausgesprochene Anschmiegung Kerners an die Anschauungswelt des Landvolkes[337]).

Während der Studienjahre schwebt ihm als Lebensideal die Stellung des Landarztes vor[338]). In seinem Tü-

---

schiedene Arten mitgeteilt, abgeleitet, hinweggenommen, in einzelnen Teilen angehäuft und ihrer Bewegung eine dem Zweck der Heilung entsprechende Richtung gegeben werden könne, dies war meines Erachtens eine Entdeckung des achten Dezenniums unsers Jahrhunderts." (Anthropologie I, 361 f.)

[335]) vgl. Hirschfeld, S. 38 ff.

[336]) Man wird jetzt auch die oben zitierten Worte der Kritik Autenrieths an den naturphilosophierenden jungen Medizinern in ihrer tieferen Bedeutung würdigen und die Wesensunterschiede zwischen der Bewegung, die durch die Namen Autenrieth, Gmelin, Kerner und der, die durch Brown, Kielmeyer, Schelling und die „romantische Medizin" gekennzeichnet ist, erkennen.

Man vergleiche auch einmal unter diesem Gesichtspunkt die Bildungsgeschichte Kerners und Novalis'!

[337]) Außerordentlich wertvolle Anregungen für das Folgende gab der Aufsatz von Olbrich.

[338]) In einem Brief an Rickele, seine Braut, malt er einmal die Zukunft beider aus: „Ich bewohne dieses stille Haus, denn schon lange lebe ich als Arzt unter diesen Menschen (Schwarzwaldbauern), und

binger Tagebuch findet sich eine Eintragung, wo er erzählt, daß er „in dem schlechtesten, verrufensten Wirtshaus" war, „um das gemeine Volk hier recht in seinem Leben zu sehen"[339]).

Er spricht in Tübingen „mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache[340]). „Der Nachdrucker, der zunächst dem Volke steht, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger"[341]). Zu seinen Bauern hatte er zeitlebens ein sehr enges Verhältnis[342]), und für den Volksbrauch, auch anderer Gegenden, zeigte er immer lebhaftes Interesse[343]).

Es ist außerordentlich reizvoll, in dem Kernerschen Werk Umschau zu halten, wie sich im einzelnen seine Anlehnung an die Vorstellungswelt des einfachen Volkes auswirkt.

Seine Lieblingsblumen sind Rose und Lilie. Ein Überblick über seine Dichtung zeigt, daß diese beiden Blüten die weitaus größte Zahl der Fälle ausmachen, in denen er Blumenbilder verwendet. Rose und Lilie aber sind zugleich die bevorzugten Blumen der deutschen Volksdichtung[344]). Die nach diesen beiden am meisten von Kerner bevorzugte Pflanze ist die Rebe. Das ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, welche Rolle die Reben auf dem Lande in Württemberg spielen.

In weitem Maße sind für Kerner Vorstellungen des Volksglaubens bedeutsam geworden[345]).

---

rings aus allen Tälern kommen sie, um Rat und Hilfe bei mir zu suchen. Daß sie mit größerem Zutrauen und Liebe diesem Herzen nahen, trage ich diesen schwarzen Zwilchrock und diesen großen runden Hut und bin so gekleidet, wie sie gekleidet sind. — Aber welch liebes Weib geht dort im Tale und sucht Blumen und Kräuter? Das bist Du, mein liebes Rickele!!! Denn Du bist schon längst ganz mein, ich lehrte Dich die heilsamen Kräuter kennen, und Du sammelst sie ein. Dies Bauernkleid, wie steht es Dir doch so nett!!" (Nieth. S. 20.)

[339]) Nieth. 29.

[340]) Varnhagen II, 58.

[341]) Varnhagen II, 60.

[342]) K. H. I, 57.

[343]) K. H. II, 28.

[344]) Wie stark die Rose unter den Blumen im Volkslied im Vordergrund steht, zeigt ein Blick in das Register bei Erk-Böhme III, 886. — Die Lilie spielt im Volkslied eine wichtige Rolle als Grabesblume, bei Kerner erscheint sie oftmals in derselben Verwendung. Sie wird, wie im Volkslied, auch bei Kerner als Symbol der Reinheit und Unschuld gesetzt. (Vgl. auch den Artikel „Lilie" im HwbAbgl. V, 1300 ff. — dort auch weitere Literatur; Schrader, Reall. I, 151; II, 11, 267 ff.)

[345]) Eine ganze Reihe von Kernerschen Gedanken erhalten aus dem Volksglauben eine Stützung, so vor allem seine oben wiedergegebene

Von Kind auf zeigte er eine lebhafte Teilnahme für Tiere[346]), die seinem festen Glauben nach beseelt sind[347]). Er besitzt dasselbe innige Verhältnis zu ihnen, das sich im Volksmärchen ausprägt. Ebenso wie nach seiner Ansicht die beseelten Tiere in stärkerem Maße als der Mensch Geister spüren können[348]), kennt ja auch der Volksglaube Geisterfurcht bei Hunden und Pferden[349]).

Kerners Seelenwanderungsglaube und seine Vorstellung der Tiergeister[350]) erscheinen durchaus in engster Berührung mit einem Gebiet des Volksglaubens, in dem Seelen in Tiergestalt — als einem Zustand, aus dem sie sich nach Erlösung sehnen — auftreten[351]). Es ist eine wichtige Erkenntnis, „daß die Geister der Seherin fast nur in den Seelentieren des Volksglaubens erscheinen"[352]).

Der uralte Volksglaube ist es, auf den sich Kerner gerade bei Fragen, die „das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere" betreffen, stützt, und den er gegen das „Meinen und Dafürhalten derjenigen" stellt, „die sich kritisch-wissenschaftlich gebildet" nennen[353]). Dies vollzieht sich im selben Maße wie er gegen alle die ankämpft, die nach einer Philosophie, nach einer Theorie die Natur zurechtmachen. Ahnung und Instinkt, „innere Naturanschauung" sind die Wege, auf denen er vorgeht. Er wendet sich deshalb von der Intellektuellen ab, um sich „dahin, wo das Geschöpf noch nicht so gänzlich von der Nabelschnur der Mutternatur abgeschnitten ist . . . zu den Einfältigen, zu den Ungeschickten, zu dem Volke (zu) wenden"[354]).

Ansicht, daß die Frau der Natur näher stehe; denken wir nur an den mannigfachen Volksglauben, der sich um Menstruation und Schwangerschaft gebildet hat, und dem z. B. selbst Kerners Mutter huldigte (Varnhagen II, 69 f.). Wenn Kerner z. B. in der oben zitierten Briefstelle die anormalen Schwangerschaftsgelüste besonders hervorhebt (BrwK. I, 569), so ist er dabei in stärkstem Maße vom Volksglauben abhängig, der gerade diese Vorgänge einen im Verhältnis zur Häufigkeit ihres Auftretens außerordentlich starken Widerhall finden läßt (vgl. HwbAbgl. VII, 1417).

346) WW. II, 135 ff.

347) WW. II, 215.

348) WW. III, 52, 184, 33 ff.; S. 320; Mag. I, 331.

349) HwbAbgl. IV, 473 f.

350) BrwK. II, 106.

351) Zur Ergänzung mag hinzugefügt werden, daß z. B. in der Seherin ein Geist als Silberschlange auftritt (S. 319). Im Volksglauben wird die Schlange als tierische Verkörperung des Geistes Verstorbener oder der menschlichen Seele überhaupt gebraucht. (Vgl. HwbAbgl. VII, 1136 — Golther, Germ. Mythol. S. 83 ff.)

352) Olbrich, S. 75.

353) Mag. I, Vorwort.

354) ebda.

Damit gehen wir zur Betrachtung der Aufnahme volksmedizinischer Vorstellungen durch Kerner über. Sein Glaube an die Volksmedizin beruht auf seinem Glauben an die Natur und auf der Überzeugung, daß ihre Kräfte am stärksten in dem wirksam sind, der die engste Bindung an die Natur hat, wie der Bauer oder der Schäfer. Kerner versucht, vor allem die Aufmerksamkeit der Landärzte auf diese Dinge zu lenken: „. . . so wie wir Ärzte das Volk noch über sehr vieles zu belehren und dessen wahren Aberglauben auszurotten haben, (können) wir auch vom Volke selbst noch manches lernen . . . und der Naturforscher hat, um neue Werte zu entdecken, zu der Natur selbst zurückzukehren und an diese sich zu halten, weniger an allgemeine Bildung und an die Weisheit des Katheders"[355]).

Alle die Naturheilmittel, die Kerner angibt, stammen aus der Volksheilkunde, wir finden keines, das lediglich aus einer wild wuchernden Phantasie dieses Wunderarztes entsprossen wäre.

Sein Glaube an Amulette bewegt sich genau in den Bahnen der Volksanschauungen von solchen Zaubermitteln und der Bedingungen, unter denen sie wirksam sind. Sein Geister- und Gespensterglaube ist in eben derselben Weise entstanden, indem er die Natur und ihre Geheimnisse als etwas durchaus Irrationales ansah und daher nicht mit dem bewußten Verstand, sondern mit dem unbewußten Empfinden zu ihr kam.

Unter seinen Gespenstern und Dämonen finden wir neben den Gestalten der Gespenster- und Spuksagen auch die Dämonen des Volksglaubens wieder, die Gestalten der niederen Mythologie.

Diese Vorstellungswelt besaß damals in Württemberg noch eine verhältnismäßig große Stärke und war, zumindest auf dem Land, von der Aufklärung kaum gebrochen worden[356]).

---

[355]) Mag. II, 446.

[356]) Varnhagen erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: „Dieses Württemberg ist so recht die Heimat des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit. . . Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezeiungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art. Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das ihrige dazu bei, sie spricht im allgemeinen das Gemüt tief an; man fühlt sich einsam und wie aus der Welt geschieden, in diesen beschränkten Talstrecken und auf diesen mäßigen Höhenzügen . . . . Tübingen besonders hat in seinem örtlichen etwas Ahndungsvolles, Seltsames, ... Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmungen des

In die stärkste Verbindung mit der Volksmedizin kam Kerner durch die Seherin, und zwar hauptsächlich durch die Verordnungen, die er sie selbst geben ließ[357]), nachdem schon seine Jugend und vor allem die Welzheimer Zeit in dieser Beziehung für ihn recht fruchtbar gewesen war[358]). Es läßt sich genau nachweisen, daß alle im Umkreis der Seherin auftauchenden Heilmittel aus dem Volksglauben kommen. Das ist freilich nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß die Frau Hauffe, seine Seherin, aus dem kleinen Gebirgsdörfchen Prevorst stammte, das weltabgeschieden, mitten im Gebirgswald, nahe Weinsberg liegt. Bemerkenswert ist, mit welchem Eifer sich Kerner daranmachte, Vorstellungen des Volksglaubens und Volksbrauches in seiner Art wissenschaftlich zu begründen. Seine Methode läuft meist darauf hinaus, aus alten medizini-

---

Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher nichts vermocht hat . . . Kerner ist nun in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volkstümlichen sich mischen." (II, 67 — Bemerkenswert ist, daß diese Eindrücke Varnhagens aus dem Jahre 1808 stammen, als Kerner noch studierte.)

Entsprechend berichtet Theobald Kerner: „Die Geistergeschichten, der Glaube an Geister waren nicht eine Spezialität Weinsbergs, die durch meinen Vater ins Leben gerufen worden wäre, sie existierten schon längst in geheimer mündlicher Überlieferung, nicht allein im Weinsberg, weitverbreitet in Stadt und Land, aber mein Vater hatte den Mut, denselben schriftliche Bedeutung zu geben, sie ans helle Tageslicht zu ziehen und wissenschaftlich zu untersuchen. Er wollte, daß alles, was man bald da, bald dort sich ängstlich erzählt, woran das Volk glaubt, . . . mag es Glauben, Unglauben, Wahrheit, Täuschung oder Betrug sein, daß all dies nicht ignoriert, sondern schriftlich fixiert und wissenschaftlich untersucht werde." (K. H. II, 79.)

Einen lehrreichen Beleg darüber, wie groß damals die Macht der Volksmedizin in Schwaben war, bietet der „Katechismus der Gesundheit, den Schulen und dem Landvolk gewidmet, von Thomas Lechleitner, regulirten Stiftschorherren zu Beuron" aus dem Jahre 1795. (Birlinger I, 438 ff.) Der Aufklärer zieht hier gegen „die gewöhnlichsten medizinischen Aberglauben des Landvolkes", gegen alle „medizinischen Vorurteile" zu Felde und versucht, den Bauern klarzumachen, daß die Leute, die „die schwere Heilkunst nie studiert haben" nicht helfen können, also vor allem nicht „unstudierte Dorfbarbiere, Apotheker, Marktschreier, herumreisende Bruchschneider, Starstecher, Kräutersammler, Scharfrichter, Schmiede, Hirten, alte Weiber u. a. m." (Birlinger I, 440.) Noch in der „Sammlung der bewährtesten Hausmittel der Deutschen", 1843 in Reutlingen erschienen, die von einem praktischen Arzt überprüft worden war, finden sich abergläubische und sympathetische Heilmethoden unter einer Reihe anderer Volksmittel. (Vgl. Höhn, S. 61.)

[357]) z. B. Seherin, 112 ff., 129 ff.

[358]) Nieth. 70, 72, 79.

schen Schriftstellern[359]) Belege zu ziteren, nach denen auch sie die Mittel hoch geschätzt hätten, die die Seherin aus der ganzen Natur, „nicht bloß aus dem Arzneikasten der Apotheke" wählte[360]). Kerner konnte freilich nicht überschauen, daß ja gerade ein Großteil der Volksmedizin auf Paracelsus zurückgeht, daß er sich mit seinen Beweisen im Kreise bewegte.

Hier seien aus der Fülle des Materials nur einige Belege dafür herausgegriffen, daß hinter den Kuren, die Kerner nach Angabe der Seherin durchführte, echter Volksglaube steht.

Ich gebe in einer kurzen Aufstellung einige Heilmittel der Seherin und daneben die Belege dafür, daß diese Mittel in der Volksmedizin in entsprechender Weise gebraucht werden[361]):

1. Die heilende Wirkung des Johanniskrauts (hypericum perforatum) (und die große Rolle, die es auch außerhalb seiner Bedeutung als Heilmitel spielt):
   S. 113 f., 129, 137 — Bargheer, 214; Birlinger I, 408, 417, 422; Hovorka-Kronfeld II, 209 ff., 228 ff.; Marzell, 175; Walther, 77.
2. Die heilende Wirkung des Lorbeers:
   S. 72 — Buck, 38; Jungbauer, 51.
3. Lorbeerblätter im Amulett:
   S. 137 — Höhn, 64, 66; Hovorka-Kronfeld I, 19; II, 84 ff.
4. Heilende Wirkung der Elenklaue:
   S. 72 f. — Buck, 50; Hovorka-Kronfeld II, 212, 220.
5. Wirkung des Bezoarsteins:
   S .73 — Buck, 51; Hovorka-Kronfeld I, 64 f.; HwbAbgl. I, 1206 f.
6. Wirkung der Spinnwebe:
   S. 73 — Buck, 53; Hovorka-Kronfeld I, 141, 145; II, 323, 417.
7. Zahlenmagie:
   S. 313 — Marzell, 90 ff.
8. Magnetische Berührung:
   S. 137 — Buck, 59.
9. Magische Zettel:
   S. 114 ff. — Buck, 62, 64.

---

[359]) Paracelsus, van Helmont werden besonders oft genannt. — Es ist wohl deutlich geworden, aus welchen Gründen Kerner zur Volksmedizin kam, und wie er ihretwegen sich an die mittelalterliche Medizin wandte; und man kann auch von hier aus die Andersartigkeit Kerners und Novalis' erkennen, wenn man hört, daß für Novalis der „dichterische Wert" „der a l t e n Arzneikunde" maßgeblich ist. (Kluckh. III, 313. — Zur Art von Hardenbergs Erfassung der Medizin unter dem Begriff des „Poetischen" vgl. oben S. 45.)

[360]) Seherin, 113 ff.

[361]) Zur Erweiterung des wenigen hier angeführten sei auf das bereits von Olbrich, a. a. O., zusammengetragene Material verwiesen. (Vgl. zu den Verordnungen der Seherin die Heilmethode der besessenen heilkundigen Frau aus Crailsheim (Höhn, 74) und die der „Schreinerin von Wallhausen" (Höhn, 75); ebenfalls K. H. I, 77. 93.)

Eines aber muß immer wieder schärfstens betont werden: die Welt der Seherin ist im deutschen Volksglauben gegründet[362]). Diese Welt und die dort vorgetragene Geisterlehre stellt die äußerste, aber organisch gewachsene Ausweitung des Kernerschen Naturglaubens dar. Hinter der dort vertretenen spezifisch schwäbischen Seelenmystik, zu der er gelangt, ist immer noch die besondere Art seines Naturglaubens aus der Sehnsucht nach Verwurzelung spürbar. „Das gesellschaftliche Leben ist ein Gewühl, worin sich der Mensch herumtreibt; wer aber einen festen Punkt darin faßt, sich nicht herumtreiben läßt, der vermag den Lauf der Dinge . . . wahrzunehmen"[363]).

Die Einzelheiten aus Kerners „Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere" sind letzthin unwesentlich, nur Beweismittel für die Stärke der Position Kerners, die er in der Bindung seines Innern an die Natur gefunden hatte, und die er nun seinen Mitmenschen zugänglich machte.

Alle die Elemente, mit denen religiös — d. h. aber nicht konfessionell oder theologisch — die von seinem ursprünglichen religiösen Naturverhältnis gegebenen Grundlagen ausgebaut werden, münden, wollte man sie rückwärts verfolgen, zunächst in die Welt Oetingers[364]).

---

[362]) Der Stuttgarter Maler Duttenhofer, der dem Kreis um Boisserée nahestand, urteilte damals (sachlich richtig): „Dann sind mir die Geistergeschichten gar zu ordinär und plump, ganz au niveau vom Horizont einer gewöhnlichen Person aus dem Volk" (Mayer II, 97. — Andere ähnliche Urteile bringt Olbrich, S. 67). Die Feststellung, daß der deutsche Volksaberglaube der Welt der Seherin das Gepräge gibt, ist deshalb besonders wichtig, weil gerade auf dem Weg über dieses Buch die unmöglichsten Züge in Kerners Bild hineingetragen worden sind. Ich gebe hier nur eine Kostprobe. W. Leibbrand schreibt über Kerner: „. . . . in seinem bekannten Buch (der Seherin) . . . . offenbaren sich alle Schattierungen des Neuplatonismus in seiner unseligsten Zusammensetzung aus Stoa und Neuphythagoreismus" (136 f.). Das ist fürwahr zu geistreich, um wahr zu sein.

[363]) Seherin, 13.

[364]) vgl. G. H. Schuberts kennzeichnendes Urteil über die Seherin: „Nur in Oetingers Schriften fand ich Dinge, die mich einiges von dem ahnen machten, was mir durch Ihr Buch mehr als Ahnung geworden" (BrwK. I, 574).

Dieses Urteil ist insofern wichtig, als es wohl den stärksten Beleg dafür abgibt, daß Kerner unabhängig von Schubert zur Ausformung dieser Welt gekommen ist (vgl. auch BrwK. I, 252), die freilich mit der des anderen sehr viel gemein hat, sich aber keineswegs etwas aus Einflüssen Schuberts auf Kerner herleiten läßt.

Ein eigenartiges Bild enthüllt sich uns, wenn wir die Namen derer aufzählen, die aus dem Kreis um den alten Kerner herausragen: Schubert und Eschenmayer seien als die wichtigsten genannt. Sie beide haben eine eigenartige Entwicklung durchgemacht, die sie in ihren

Oetinger selbst ist nur eine besonders hervortretende Persönlichkeit, die aber am bezeichnendsten jenen Charakter schwäbischen Volkstums verkörpert, der das Erbe

---

späten Jahren dicht an Kerner heranführte. Der Herderschüler Schubert, später begeisterter Brownianer und als Mediziner immer im Dienste Schellings sich fühlend (vgl. Erwerb I, 405; Merkel, 22, 26), macht 1809 eine völlige Wandlung durch. Die philosophische Ausrichtung seiner Frühzeit fällt von ihm ab, und unter dem Erlebnis Böhmes (Erwerb II, 61 f.) und dem Einfluß des mystisch-pietistischen Kreises in Nürnberg (Merkel 53, 59) wendet er sich ausschließlich religiösen Anschauungsformen zu. In Nürnberg macht Schubert denselben intellektuellen Zusammenbruch durch, den Schelling nach dem Tode Carolinens[365]) erlebte. Er hat uns den Kreis seiner theosophischen Freunde eingehend geschildert (Erwerb II, 358 ff., 448 ff.), und wir stoßen hier wiederum auf die Böhmegemeinde, auf die Nachzügler der Nürnberger Rosenkreutzer, die schon einmal in der deutschen Geistesgeschichte, für Leibniz, eine große Rolle gespielt hatten. Wie grundverschieden war aber der Ertrag, den Leibniz und Schubert aus dieser Welt mitnahmen! Schubert gibt sich der ihm neuen Glaubenswelt völlig hin und gerät damit in eine Bewegung, die der schwäbischen Böhmetradition gleichgerichtet ist. Seine neue Geistes- und Glaubensrichtung prägt sich bereits in seiner „Symbolik des Traums" (von 1814) stärkstens aus (vgl. Merkel, 63) und gibt allen seinen späteren Werken das Gesicht. (Eine Aufstellung seiner Werke findet sich in der Bibliographie bei Hirschfeld, S. 80). Auf der seit den Nürnberger Tagen eingeschlagenen Bahn kommt Schubert in unmittelbare Nähe Kerners, ohne jedoch das zu besitzen, was Kerner besonders auszeichnete, das unmittelbare Verhältnis zur Natur.

Eine ganz ähnliche Entwicklung hat der Schwabe Karl August Eschenmayer (1768—1852) durchgemacht. Er kommt aus der Schule Kielmeyers und nahm seinen philosophischen Ausgangspunkt von der kantischen Naturmetaphysik. (Über seinen Bildungsgang berichtet er in einem Brief an Kerner aus dem Oktober 1849 — Mayer II, 217 ff.). In seinen ersten Schriften zeigt er eine große Ähnlichkeit mit der Schellingschen Entwicklung. So heißt es bei ihm, der Naturphilosoph habe in seinen ersten Postulaten sich auf die „Sätze einer allgemeinen Wissenschaftslehre . . . zu rekurrieren" (I, 89), und Naturphilosophie fange da an, „wo die Transzendentalphilosophie aufhört; die höhere Einsicht jener Grundkräfte (die in der Naturphilosophie nicht weiter bewiesen werden können) fällt daher in das Gebiet der Letztern hinüber" (II, 14). In Hinblick auf die ganz andersartige Entwicklung Kerners verdient hervorgehoben zu werden, daß auch er, auf Brown gestützt, Medizinphilosophie betreibt. Browns System wird von ihm begriffskombinatorisch geläutert (I, 62 ff.) und vertieft, er kommt zu einem neuen Krankheitsbegriff, und am Ende seiner ersten Schrift steht die Forderung, daß „alle weitere pathologische Begriffe" aus „Naturphilosophischen Säzen deduziert" werden müssen (I, 96). Durch diese ersten Arbeiten kam er bekanntlich in einen vieljährigen Briefwechsel mit Schelling (Mayer II, 220). Noch früher als Schelling, dem er sich bald anschloß, erlebte auch er den für diese Männer so typischen intellektuellen Zusammenbruch, der ihn ganz ins theologische Lager führte. Bei ihm hatte die Naturphilosophie, wie bei manchem anderen, als Verführerin gewirkt. Dadurch, daß man in den Kreisen der romantischen Naturwissenschaft die Konstruktionen Schellings auf durchaus sachgebundene Gebiete nachträglich anwandte, sie ihnen aufzwang, geriet die Verpflichtung zu sauberer Forschung sehr schnell in den Hintergrund. Damit aber war auch ein Boden für

Jakob Böhmes[366]) und vor allem sein religiöses Vermächtnis bewahrte.

In kaum ein anderes Stammestum hatte Böhmesches Anschauungsgut so starken Einzug gehalten wie gerade in das Schwäbische (das Schlesische hier ausgenommen). Eine ungebrochene Tradition verbindet den Görlitzer Schuster mit dem Arzt von Weinsberg[367]). Es ist hier nicht

---

das Eindringen anderer Dogmen in die Wissenschaft bereitet. Menschen, deren Wesen mehr nach religiöser Erbauung als nach philosophischer Erkenntnis verlangte, konnten nun umso leichter die Glaubenswelt in die zu erforschende Natur hineinrücken. Die Naturphilosophie diente hier nur als Durchgangsstadium. Wenn auch Eschenmayer in seinen späteren Jahren mit seinen Geisterlehren neben Kerner steht, so bleibt doch immer zwischen ihnen ein wesentlicher Unterschied, bedingt durch die Andersartigkeit der Ursprünge. Kerner legt immer Wert darauf, daß er der Welt der Geister als „Naturforscher" gegenüberstehe und trennt sich ausdrücklich von der theologischen Manier Eschenmayers.

[365]) An dieser Stelle sei auch angemerkt, daß Kerner Worte aus einem Brief Schellings von 1811, in dem jener über den Zustand nach dem Tode und über Geister schreibt, im „Eingang" zur Seherin mit einer gewissen Genugtuung anführt. Er leitet das Briefzitat mit folgenden Worten ein: „So schrieb der bekannte Philosoph Schelling schon im Jahre 1811 nach dem Tode der Gattin eines Freundes, nachdem er einen gleichen Verlust erlebt hatte, folgendes, (was allgemeiner bekannt zu werden verdient, weshalb ich es hauptsächlich hier aufnehme) g e g e n a l l e s p e k u l a t i v e P h i l o s o p h i e aus seinem Innern an den Trauernden . . . ." (Seherin, 5).

[366]) An ihrem Verhältnis zu Böhme zeigt sich in außerordentlich krasser Weise der Gegensatz der Jenenser Bewegung und der Spätromantik. Tieck hatte ja Böhme neuentdeckt. Diese Neuentdeckung war aber ganz einseitig; es ist beinahe wie eine Art Prunk mit Lesefrüchten, wenn Böhmesche Gedanken in Tiecks Dichtungen auftauchen. Es sind „schöne" Stellen, die er Böhmes Werk entnimmt, dessen tiefste Tiefe er nicht geahnt hat. Als ästhetisches Bildungsgut nimmt er Böhme, den Naturdichter, auf. Tieck ist kein religiöser Mensch, der als Gläubiger im unmittelbaren Verhältnis zu der tiefen Glaubenswelt des Görlitzer Theosophen stehen könnte. Er tappt an dessen Welt nur von außen herum, eine Bildungsbereicherung erfährt er durch den Naturdichter, nicht eigentlich eine religiöse Erschütterung durch den Theosophen. (Einzelheiten über Aufnahme und Verwendung Böhmes durch Tieck bei Ederheimer, S. 26—56.)

Auch für Novalis gewinnt Böhme „seinen Wert als Dichter", und in diesem Sinne plant Hardenberg einmal eine Abhandlung über den Görlitzer (Kluckh. III, 313 — vgl. IV, 435). Auf der gleichen Ebene liegt Schellings Böhmebild, das er in dem Fragment „Über das Wesen deutscher Wissenschaft" (1812) entwirft (SW. VIII, 8). Anregungen durch den Theosophen und Seelenmystiker nimmt erst die Heidelberger Bewegung auf. Auf dem Weg über Görres und Creuzer, sowie über Baader ist dann dem späten Schelling und mit ihm Schubert das Erlebnis Böhmeschen Glaubensgutes zugekommen.

[367]) vgl. für den Weg von Böhme bis Oetinger: Leese, S. 23; Ehmann, S. 35 f.; für die durch Oetingers Auftreten noch gesteigerte Nachwirkung Böhmes bis zu Kerner hin: Auberlen, S. 28, 60 u. ö.; Ehmann, S. 390 ff.; Leese, a. a. O.; Plitt II, 178 ff.

der Ort, auf all das einzugehen, was sich an diese ins schwäbische Volkstum eingewurzelte Böhmetradition[368]) ankristallisierte[369]).

Wenn man den Zusammenhang zwischen Kerner und dem Volksgut überschaut, wird sofort klar, weshalb beispielsweise das Wunderhorn in Schwaben so großen Widerhall finden mußte.

Auf die innere Verwandtschaft Goldeners mit dem Volksmärchen wurde bereits hingewiesen. Wir sahen auch, daß es sich hier um eine wirkliche innere Verwandtschaft handelt, die nicht in Motivübernahme ihr Wesen hat, sondern dadurch ausgezeichnet ist, daß sie eine Gleichheit der Welt- und Naturanschauung, die als Ganzes hinter dem Erzählten steht, darstellt.

Eine ganz entsprechende Verwandtschaft besteht zwischen Kerners Balladen und der Volksballade[370]). Kerner hat in seinen Gedichten bewußt Volksglauben[371]) vorgetragen; so sagt er von seinem Gedicht „Das treue Roß": „Das weiße Roß im Walde ist eigene Erfindung. In ihm ist zugleich der Volksglaube, daß auch Pferde als Gespenster laufen, gegeben"[372]).

Er stellt die Volkssagen, von deren „Gegründetsein im Leben der Erde" er überzeugt ist, bewußt auf eine Stufe mit Naturerscheinungen[373]). Aus dieser Auffassung lehnt er auch das „Verschleppen von Altertümern in Museen" ab[374]) und ist er gegen „schulmeisterliches Eindrillen der Volkslieder, denn dadurch gehe der echte Volksgesang verloren[375]).

---

[368]) Wir nennen sie so, weil Böhmesche Religiösität auch anderen Anschauungsbereichen, die hier einmündeten, ein bestimmendes Gesicht gab.

[369]) Einen Überblick vermitteln die Bücher von Auberlen und Ehmann, sowie die hierfür in Betracht kommenden Artikel aus Kerners Magikon und seinen Blättern aus Prevorst.

[370]) vgl. Kayser, Geschichte, S. 154, der am Beispiel von Kerners „Pilger" und „Nächtlicher Besuch" dessen außerordentlich enge Anlehnung an die Volksballade und ihre „Todesordnung" zeigt.

Man denke auch an Kerners Bekenntnis zum Volksgesang, wie es in seinem Gedicht „Der Geiger zu Gmünd" (WW. III, 188) ausgesprochen wird:

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst der Heil'gen teuer ist.

[371]) Als Beispiele sei nur verwiesen auf den höllischen Edelstein (III, 132), das „ungeroch'ne Weib als Schatte" (III, 34), schließlich auf die Ballade „Graf Olbertus" (III, 52).

[372]) BrwK. I, 190.

[373]) BrwK. I, 292.

[374]) K. H. I. 189.

[375]) K. K. I, 122.

Aufs heftigste verwahrte sich Kerner immer wieder dagegen, daß man seinen Glauben an Geister als Aberglauben bezeichnete: „Ich erkannte durch Naturforschung Geister als in der Natur vorhanden, und sie sind mir eine Wahrheit“[376]). Man kann seine Geisterlehre auch durchaus nicht als eine weichliche, verschwärmte Angelegenheit abtun; er sagt an anderer Stelle: „Einzig auf dem Wege der Naturforschung, weder durch die Offenbarung noch durch die Theologie, fand ich die Existenz eines sogenannten Mittelzustandes nach dem Tode als wirklich vorhanden. Tut solches nun menschlichen Herzen, wie sie nun sind und immer sogleich das Süßeste haben wollen, nicht wohl, macht es ihnen das letzte Stündlein nicht angenehm und freudenreich, so bin ich auch darüber nicht anzuklagen; es ist so und ich machte es nicht . . .“[377]).

Heftigste Vorwürfe machte er denen, die die Geister als Phantasiegebilde auffaßten[378]). Für ihn bot nur das Sicherheit, dessen Wirklichkeit[379]) verbürgt war; ein bezeichnender Zug, der uns bereits in der Ablehnung der Tieckschen Art begegnete, Teufel und Gespenster nur zu dichten, aber nicht an sie zu glauben[380]).

Aus der Naturanschauung findet er zum Christentum, zu einem Christentum, das freilich ernsthaft nur eine Umschreibung seines Naturglaubens bedeutet, das ganz unkirchlich, unkonfessionell ist[381]).

---

[376]) Pocci, S. 50.

[377]) Mag. II, 163 ff. — vgl. oben S. 102 die Darstellung Eschenmayers.

[378]) z. B. BrwK. II, 144.

[379]) Aus dieser selben Haltung gründet sich auch Kerners Vorliebe für das Marionettentheater gegenüber der Bühne mit lebenden Schauspielern. Er schreibt: „Es ist sonderbar, aber mir wenigstens kommen die Marionetten viel ungezwungener, viel natürlicher vor, als lebende Schauspieler. Sie vermögen mich viel mehr zu täuschen. Beim Schauspieler weiß man, er möge unter einer Rolle auftreten, unter welcher er wolle, eben immer, wer er ist, es steht ja schon auf dem Komödienzettel: König Axur — Herr Krebs usw. Die Marionetten aber haben kein außertheatralisches Leben, man kann sie nicht sprechen hören und kennen lernen, als in ihren Rollen, auch tragen sie keinen Namen und heißen weder Madame noch Monsieur. Bei den Marionetten und Schattenspielen ist eher die Täuschung, als gehe die Begebenheit wirklich im Ernste an einem Orte der Welt vor und könne wie durch einen Zauberspiegel hier im Kleinen, als in einer camera obscura mit angesehen werden“ (Mayer I, 140).

[380]) Mayer II, 148.

[381]) Man kann dabei auch an eine briefliche Äußerung Kerners denken, in der er an ein Gespräch erinnert, in dem er auseinandergesetzt hätte, daß er „nicht auf religiösem Wege, sondern auf naturforschlichem gefunden, daß drei Lehren der katholischen Kirche

Wir haben bereits an anderer Stelle gesagt, daß der mystischen Gläubigkeit Kerners nichts süßlich Verschwärmtes anhaftet; sie führt ihn zur Ablehnung des katholischen Mittlerglaubens. Hören wir ein Urteil, das er in einem Brief an Uhland (September 1809) über den getauften Juden Dr. Julius fällt: „Er schrieb über Nürnberg Mehreres, aber höchst überspannt und graß katholisch: ‚Der in Lilienduft hinschwebende A. Dürer'. ‚Ich sank auf die Knie und betete zum heil. Jakobus, weil ich nicht den Mut hatte, zu Gott selbst zu sprechen, und bat ihn, das Wort für mich zu führen'. So ungefähr"[382]). Von dem, was hier als überspannt bezeichnet wird, hat sich Kerner immer fern gehalten[383]).

Seine Frömmigkeit schließt an beste deutsche Tradition an. Er ist kein Kirchen- oder Konfessionschrist. Sein Sohn sagt in der „Charakteristik" des Vaters, daß er „auf orthodoxe Glaubensartikel nur wenig Wert legte, aber in jedem den kirchlichen Sinn hochachte, wenn es demselben ernst damit war und er ihn werktätig bewies . . ."[384]). So finden wir hier am Christen Kerner denselben Zug, der dem Menschen Kerner, wie wir bereits sahen, auf allen Lebensgebieten seine Prägung gab. Dem deutsch-katholischen Prediger Ronge, der Kerner einmal in Weinsberg besuchte, sagte er damals, wie sein Sohn berichtet: „. . . Sie dürfen mit ihrer neuen Lehre einreißen, so viel sie wollen, aber das sage ich ihnen: Die Jungfrau Maria lassen sie mir stehen, sie ist das einzig Poetische, was wir im Christentum haben"[385]).

„Also als poetisches Motiv wie A.W. Schlegel u. a. behandelt er die Marienverehrung, sie ist ihm nicht ernsthaftes inneres Bedürfnis", glaubt, auf diese Äußerung gestützt,

---

durchaus wahr seien. Die Lehre vom Mittelreiche, vom Gebet für Verstorbene und die des Exorzismus" (An Franz Pocci, April 1852 — Pocci, S. 217).

[382]) Mayer I, 155.

[383]) An diesem Punkt setzt er sich wiederum scharf von Novalis ab, dessen Magie und „Mystik" gerade in weitem Maße einen „überspannten" Zug trägt. In den Bildern Kernerscher Mystik findet sich eine ganz andere Wärme, etwas, im Gegensatz zu Novalis, Gesundes:

O führt mich ganz,
Ihr innern Mächte!
Hin zu dem Glanz
Der tiefsten Nächte.
Fort aus dem Raum
Der Erdenschmerzen
Durch Nacht und Traum
Zum Mutterherzen! (IV, 198.)

[384]) K. H. II, 154.

[385]) K. H. II, 21.

Heinzmann[386]) schließen zu können. Das ist unrichtig. Einmal bedeutet es durchaus nicht dasselbe, ob Kerner oder die Jenenser den Begriff „das Poetische" gebrauchen, und außerdem spricht Kerner ja nicht von einem „poetischen Motiv". Das Poetische in Kerners Sinn ist das, was sein Gemüt unmittelbar anspricht[387]). Dies müssen wir zugrunde legen und dann Kerners Äußerung über Maria aus dem Zusammenhang seines gesamten Anschauungskreises zu verstehen suchen. Zugang zu seiner Marienverehrung finden wir nur über seine tiefste Wesenseigentümlichkeit, die sich nach Mütterlichkeit sehnte. Ihm mußte die irdische Mutter Maria unendlich viel sein, sie, die das erschütterndste Mutterschicksal zu tragen hatte. Kerner sieht Maria unkatholisch, und wenn man an sein Marienbild herankommen will, darf man ebenfalls nicht so sehr die Umrisse der Heiligen vor sich haben, sondern muß, wie Kerner, an ihr d a s Muttertum der irdischen Frau erleben können. Kerner erlebt tiefgläubig einen Marienmythus, der niemals unter der Marke „poetisches Motiv" banalisiert werden darf. In einem Briefe aus dem Jahre 1856 schreibt er: „Ich bete mit Inbrunst zum Himmel und besonders zu jener Seligen in ihm, die einst die Mütterlichste aller Mütter war"[388]).

Daß Kerner sein Ziel, die Verwurzelung, mit so starkem Bekenntnis zur Wirklichkeit und unter so starkem glaubensmäßigen Antriebe erreichte, trug ihm eine außerordentlich große Gefolgschaft aus den Reihen der Menschen seiner Zeit ein. Hier floß alles zusammen, dem einerseits die hohe Spekulation eines Schelling nichts bedeuten konnte, und das sich andererseits von der alle Gemütserfahrung abweisenden begrifflichen Dialektik der Hegelianer[389]) abgestoßen fühlte[390]).

Damit dürften nun die Grenzen der Welt, die Kerner bot, einigermaßen klar abgesteckt sein. Es ist eine Welt, in

---

[386]) S. 126.

[387]) In diesem Sinne gebraucht er das Wort auch, wenn er in der Begeisterung für die Befreiungskriege von der „jetzt so poetischen Zeit" spricht. (An Uhland, 7. II. 1814. — BrwK. I, 377.)

[388]) Pocci, S. 350.

[389]) Über die Einwirkung Hegels auf die Dichtung der 20er und 30er Jahre vgl. Ermatinger, S. 673.

[390]) vgl. BrwK. II, 142, 213, 215. Die Philosophie Hegels hatte Anfang der 30er Jahre die Universität Tübingen erobert und ihre Anziehungskraft beherrschte die Tübinger Studenten bis in die Mitte der 40er Jahre. (Klüpfel, Geschichte, S. 75 ff.) Die „Hegelsmagister" waren die ärgsten Feinde Kerners, „sie steinigen mich", schreibt er im April 1837 an Görres (Görres IV, S. 465).

der das menschliche Leben von der Geburt bis zum Tode sich abspielen kann, in der man fest und sicher im Glauben an Wirklichkeit leben kann. Es ist eine Welt, aus der keine Leidenschaften und große Taten hervorgehen konnten, keine heldische Welt, aber eine Welt, wie sie schwächere, weichere Menschen wohl in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebrauchen konnten; Geborgenheit ist die Signatur dieser Welt[391]).

Der Staat bedeutet hier eine große Familie[392]). Im Untergrund stehen dabei Vorstellungen, die auch den Staat in der lebenden Natur verwurzelt sehen[393]). Im Vordergrund des Menschenlebens steht tätiger Einsatz in der Gemeinschaft[394]). Sie bildet überhaupt die Grundlage[395]), vor allem braucht der Dichter sie als Gemeinde[396]). Der Einzelne ist in sie durch seinen Beruf eingeordnet[397]). Es ist eine Gemeinschaft schlichter Sittlichkeit. Der „brave Mensch" gilt als höheres Lob als der „gute Dichter"[398]).

* * *

---

[391]) Immer wieder prägt sich dies in Kerners Gedichten aus (vgl. III, 198, 231).

[392]) vgl. Mesmer, S. 108.

[393]) vgl. BrwK. I, 461, 465 f.

[394]) vgl. BrwK. I, 510, 377, 379, 381; Mayer II, 49.

[395]) Kerner geht sogar unter dem Erlebnis der Großstadt Hamburg einmal so weit, zu erklären, daß die Volkspoesie in seiner Zeit in der großen Stadt zu Hause sei: „Auf einsamen Bergen und in Wäldern kann man kein Volksdichter werden" (Mayer I, 140).

[396]) vgl. BrwK. I, 421 — Denken wir dabei noch einmal an die Worte aus dem Briefe Seckendorfs an Kerner, in dem es heißt, daß Seckendorf seine Volksliedersammlung möglichst wohlfeil herausbringen wolle, um sie „dem Landmann selbst in die Hände zu spielen" (BrwK. I, 109).

Es ist bezeichnend, daß Hölderlins Schicksal darauf zurückgeführt wird, daß ihn „gerade die tötende Einsamkeit, das ewige Brüten" so zerstört habe (BrwK. I, 10).

Auch die Almanachsgründungen dieser Menschen haben ausschließlich den Zweck, Bekenntnisse einer Gemeinschaft zu sein und diese zu stärken.

[397]) Es fällt auf, daß der Freundeskreis immer betont nach Juristen und Medizinern gegliedert wird, und daß auf den Beruf großer Wert gelegt wird. (Schwab, S. 70.) Im Bilderbuch spricht Kerner von den tüchtigen Männern, die seine Schulfreunde gewesen seien, und hebt auch hierbei besonders ihre Berufstätigkeit hervor (WW. II, 202 f.).

[398]) Mayer schreibt einmal nach einem Urteil Schoders über seine Gedichte: „Das erste Urteil Schoders lobt meine Gedichte noch sehr mäßig, solange er den Dichter nicht kennt. Das zweite weist ihnen eine treffliche Stelle an, sobald er den Dichter erfährt. Soll sich nun der Dichter erfreuen, daß der Wert seiner Person seinen Gedichten so vielen Wert gibt? Er selber ist sich doch näher, als seine Gedichte ihm sind; er hat sich daher höchlich zu freuen" (Mayer I, 83).

Nach der Behandlung Kerners wenden wir uns nun Uhland zu[399]).

Gerade in Bezug auf das zuletzt Entwickelte kann man mit vollem Recht sagen, daß das Werk Uhlands und Kerners sich in glücklicher Weise ergänzte, wenn auch die beiden gerade in politischen Einzelfragen sehr oft entgegengesetzter Meinung waren. Hatte Kerner denen, die ihm folgten, eine feste Begründung auf der Erde für ihre Einzelexistenz gebracht und das durch Verinnerlichung und gleichzeitig Bindung an die Natur erreicht, so führte Uhland aus seinem Verhältnis zum Mittelalter eine solche innere Begründung der Volksstämme durch.

Diesem Ziel hat er besonders mit seinen „Vaterländischen Gedichten" gedient, „sie sind im Gegensatz . . . zu denen gedichtet, die mit Hintansetzung unserer Geschichte, unserer Eigentümlichkeit, wie solche jeder Volksstamm hat und haben soll, aus dem Blauen herab und nach individuellem System uns umgestalten und wohl gar beglücken wollen." Und er glaubt, daß, „wenn erst jeder Volksstamm zum Selbstgefühl erwacht und zu innerer Begründung gelangt sein wird, hieraus auch die Kraft des Ganzen hervorgehen wird"[400]).

Uhland schließt sich an die Sittlichkeit des mittelalterlichen Heldentums an. „In den echt deutschen Sagen und Liedern freut mich besonders das Vorherrschen der Züge von treuer Genossenschaft unter Männern, vorzüglich auch der Herren- und Dienertreue"[401]).

Auf demselben Boden wie dieses Bekenntnis wächst die Gestalt seines Herzogs Ernst, in dem Treue schlechthin der einzige Charakterzug ist[402]).

In entsprechender Weise findet er 1817 in seinem Entwurf einer Dramatisierung des Nibelungenstoffes den Sinn des Burgundenunterganges: „Untreue (das Schwert Balmung, mit dem schon Siegfried die Nibelungen erschlagen) schlägt ihren Herrn"[403]).

In den Vorlesungen von 1830 erwächst ihm sogar im Begriff der Treue ein Mittel, seine grundsätzliche Schei-

---

[399]) Die Darstellung Uhlands kann wesentlich knapper gehalten werden als die Darstellung Kerners, da zur Ergänzung der charakteristischen Linien, die wir herauszuarbeiten haben, immer die große Darstellung von Schneider dient.

[400]) An Varnhagen, November 1816 — Mayer II, 72.

[401]) BrwK. I, 62.

[402]) Kerner prägt in seinem Gedicht „An Ludwig Uhland" die Formel, unter die sich der „Herzog Ernst" zusammenfassen läßt:

„Dein Buch von Freundestreue,
Dein Ernst . . . . ." (WW. III, 59.)

[403]) Keller, S. 399.

dung des gotischen und fränkischen Sagenkreises zu unterbauen. Nur in den Sagen des gotischen Kreises finde sich, im Gegensatz zum Nibelungenlied, die Treue als ausschließliche sittliche Grundhaltung der germanischen Dichtung[404]).

In den zwanziger Jahren ist Uhland mit den verschiedenen wissenschaftlichen Plänen beschäftigt. Er will eine Geschichte der deutschen Dichtung des Mittelalters schreiben. Dabei aber steht für ihn von Anfang an die Darstellung der Heldensage an erster Stelle. Nachdem sich der Abschluß des Werks immer wieder hinausgezogen hatte[405]), kam ihm 1829 Wilhelm Grimm zuvor. Am 1. Oktober 1829 schreibt Uhland an Laßberg: „Grimms reichhaltig-gedrängtes Werk über die Heldensage zeigt mir schon beim ersten Anblick, wie schwierig es für mich sein werde, über Gegenstände, die hier behandelt sind, noch einiges Neue zu sagen; was ich darüber gedacht und, fast bis zur letzten Ausarbeitung, niedergeschrieben habe, finde ich hier in wesentlichen Momenten aus der gründlichsten und schärfsten Erforschung bestätigt, und das ist auch ein schöner Gewinn. Die Hauptsache bleibt immer, daß in diesem wichtigsten Teile der Geschichte altvaterländischer Poesie endlich einmal die volle, gesunde Wahrheit hervortrete[406])."

Wenn auch Uhland nun nicht mehr an eine Veröffentlichung seiner eigenen Sagenforschungen denkt, hat er die Arbeit daran doch nicht aufgegeben. In Grimms Werk war dem, wodurch sich Uhland besonders zur Heldensage hingezogen fühlte, nur geringere Erwähnung geschehen. Dem sittlichen Gehalt wurde bei Grimm nicht die Beachtung zuteil, die Uhland für ihn forderte. So zeigt sich denn auch, wenn man Uhlands Vorlesung von 1830/31 und Grimms Heldensage vergleicht, daß gegenüber der Grimmschen Beschränkung auf sagengeschichtliche und -kritische Fragen, hier der Hauptton auf „dem Ethischen" liegt.

Hier ist nun die Stelle, das abzuschließen, was oben über Uhlands Verhältnis zur Heidelberger Romantik gesagt wurde.

Als Uhland um 1820 die wissenschaftliche Arbeit an der Heldensage aufnahm[407]), waren schon eine Reihe

---

[404]) s. Schneider, Heldensage, 45.

[405]) BrwU. II, 243, wird der Abschluß schon einmal für 1826 angekündigt.

[406]) BrwU. II, 313.

[407]) Ich lehne mich für das Nächste eng an H. Schneiders Arbeit über „Uhland und die deutsche Heldensage" an, die vieles bringt, was hier nicht besprochen werden kann.

Heldensagentheorien, im wesentlichen aus dem Kreis der Heidelberger stammend, entstanden, die in der Hauptsache fertig dastanden. Genannt seien hier aus dem Kreise der Schöpfer: Görres[408]), Jacob[409]) und Wilhelm Grimm, Mone und Creuzer, Lachmann, Göttling, P. E. Müller.

Uhland reiht sich in diesen Kreis mit einer durchaus selbständigen Leistung ein. Er hat sich zu keinem der Genannten in Abhängigkeit begeben. Alle die unzähligen Anregungen, die ihm aus diesem Kreis reichlich zuflossen, hat er „auf das gründlichste in sich verarbeitet[410]). Entscheidend dafür, daß er dem Kreis um Görres, Creuzer und die Brüder Grimm innerlich zugehört, sind nicht die von ihm aufgenommenen und eigenwillig verarbeiteten Anregungen, die er von jenen empfing, sondern entscheidend dafür ist, daß er der Sage und dem Mythus gegenüber dieselbe Grundhaltung mitbrachte, die die Genossen dieses Kreises auszeichnete, daß auch er aus einer zu innerst religiösen Haltung an Sage und Mythologie herantrat, daß seine Forschung immer letztlich Weltauschauungsformen hinter Sage und Mythus sucht[411]).

Dieselbe Grundhaltung, die ihn, was sein Verhältnis zu Sage und Mythus betrifft, in eine Reihe mit den Heidelbergern gestellt hatte, zeigt er auch der Geschichte gegenüber.

Wenn es auch Uhlands Wesen nicht im mindesten entsprach, Geschichtsphilosophie systematisch zu betreiben, hat er dennoch sich und seinen Studenten in der Einleitung zu den Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie Rechenschaft abgelegt, über das, was den Fortgang der Geschichte und das Verhältnis ihrer Perioden zueinander ausmacht. Von vornherein setzt er sich scharf von einer Ansicht ab, „als wäre je die frühere Periode nur vorhanden gewesen, um die spätere zur Reife zu bringen, so daß gerade nur um unsertwillen, die wir jetzt über dem Boden stehen, alle die gelebt hätten, die darunter liegen". Demgegenüber betont er, daß jede Zeit „ihren besonderen

---

[408]) Görres unternahm vor allem für die Frage der Beziehung zwischen deutscher Heldensage und Mythologie den ersten entscheidenden Vorstoß mit seinem Aufsatz „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen" (Trösteinsamkeit, S. 118 ff.).

[409]) Jacob Grimm ging in seinem Aufsatz „Gedanken: wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" (Trösteinsamkeit, 200) in der scharfen Scheidung zwischen Natur- und Kunstpoesie weit über Arnim und Brentano hinaus. (Vgl. die Anm. Arnims zu seinem Aufsatz (Trösteinsamkeit, S. 200) und Arnims Brief an ihn Ende Mai 1808 (Steig II, 14).)

[410]) Schneider, Heldensage, 44.

[411]) Schr. VII, 518.

Gehalt entfaltet hat, . . . und daß der göttliche Keim, der in der Menschheit liegt, unerschöpflich ist in der Mannigfaltigkeit seiner Entwicklungen. Eine solche war denn auch die Periode des Mittelalters[412]).

Wenn freilich diese Uhlandsche Ansicht vom Wesen der Geschichte und ihrer Perioden in Bezug auf Klarheit der Formulierung nicht an Rankes großes Werk heranreicht: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht garnicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst"[413]), so ist doch grundsätzlich der Sinn der gleiche. Das heißt, daß Uhland als Historiker den Standpunkt bereits bezogen hatte, von dem aus Ranke dann seine Großtaten der Geschichtsschreibung vollbringen konnte.

Uhland sieht als letzten Träger alles in der Geschichte zu erfassenden Geschaffenen das Volksleben. Er selbst lernt aus der Geschichte, „daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachsen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigsten hervorgegangen ist. Die Poesie vor allem wurzelt in den eigentümlichsten Zuständen des Volkslebens. Wenn selbst die Philosophie, die doch nach der Einheit und Allgemeinheit gerichtet ist, bei den verschiedenen Völkern ein nationales Gepräge zeigt, um wieviel mehr die Poesie . . ."[414]).

Die Entstehung der Volkspoesie verlegt er in das „Jugendalter eines Volkes, in dem die Poesie noch ausschließlich Bewahrerin und Ausspenderin des gesamten geistigen Besitztums ist"[415]). Die Volkspoesie ist ein gemeinsamer Bau, an dem einzelne schaffen, „aber die Persönlichkeit der einzelnen ist nicht, wie in der Dichtkunst literarisch gebildeter Zeiten, vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter"[416]). An anderer Stelle gibt er diesen Gedanken in zwei außerordentlich schönen Bildern wieder: „Die Harfe geht noch von Hand zu Hand wie bei den Gastmahlen der Angelsachsen; die ganze Masse ist noch wie ein Zug von Wandervögeln in der poetischen Schwebung begriffen, und die einzelnen fliegen abwechselnd an der Spitze"[417]).

Daß Uhland seine Vorstellungen von der Volkspoesie zu so vollendeter Geschlossenheit führen kann, hängt nicht

---

[412]) Schr. I, 4.
[413]) „Über die Epochen der neueren Geschichte." Erster Vortrag — Weltgeschichte ed. Dove, Bd. VIII (4. Aufl.) (1921), S. 178.
[414]) Schr. I, 21.
[415]) Schr. I, 24. — Vgl. VII, 464.
[416]) Schr. VII, 4.
[417]) Schr. I, 25.

zuletzt von dem Volksbegriff ab, den er zugrunde legt, und der ihn uns Heutigen in besonderem Maße nahebringt.

Am deutlichsten tritt uns sein Volksbegriff in den Worten entgegen, in denen er seine Auffassung vom Lebensschicksal der Volkspoesie zum Ausdruck bringt: „Gedeihen und Absterben der Volkspoesie hängt überall davon ab, ob die Grundbedingung desselben, Teilnahme des gesamten Volkes, fest stehe oder versage; ziehen die edleren Kräfte sich von ihr zurück, dem Schriftentum zugewandt, so versinkt sie notwendig in Armut und Gemeinheit"[418]).

Zeigt ihn die strenge Scheidung von Volks- und Kunstpoesie durchaus in derselben Stellung, die die Brüder Grimm innehatten, so sehen wir aus dem im vorhergehenden Dargestellten, daß er gerade das nicht mitmacht, wofür bei Jacob Grimm die Scheidung von Natur- und Kunstpoesie nur Vorarbeit war, daß er dem innerhalb der Theorie des Heidelbergers verlockendsten Gedanken an das sich selbst dichtende Epos[419]) nicht folgt.

Es ist dies sicher einer der Punkte, an denen die Eigenständigkeit Uhlands am deutlichsten sichtbar wird.

In ganz entsprechender Weise hebt er sich von der Görres-Creuzer-Moneschen Richtung[420]) dadurch ab, daß er immer gegenüber dem einseitig mythologischen Standpunkt am poetischen Charakter der Sage festhält[421]).

Uhland betont, daß „das Epos naturgemäß aus dem Leben der Völker" hervorgehe[422]) und macht auch diese Meinung an anderer Stelle in einem Bild von großer dichterischer Schönheit deutlicher: „Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schoße derselben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirg emporsteigt, so über und aus dem Leben der Völker ihre Poesie"[423]). Dieses Bild bezeichnet auch außerordentlich klar das Verhältnis der Steigerung, das er zwischen dem Schöpferischen eines Volkscharakters und dessen Volkspoesie sieht: „Glaubensansichten, Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse treten hier gleichsam in urwelt-

---

[418]) Schr. VII, 7.
[419]) Trösteinsamkeit, S. 200.
[420]) Man halte gegen die oben dargestellten Ansichten Uhlands das scharfe Wort Mones, daß die Heldensagen, wenn sie nicht aus der Mythologie abgeleitet werden können, nur als Denkmäler der altdeutschen Sprache von Belang wären (Gesch. d. Heidentums II, 301).
[421]) vgl. VII, 7 f.
[422]) Holland, S. 56.
[423]) Schr. I, 24.

licher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs"[424]).

Einen außerordentlich starken, ursprünglichen Anteil am Zustandekommen der Volkspoesie weist Uhland dem unmittelbaren Verhältnis des Menschen der Volksdichtungsepoche zur Natur zu[425]).

Aus dem Verhältnis des Menschen der Urzeit zur Natur erwächst die Mythologie. Uhland ist bei ihrer Herleitung niemals so weit gegangen wie Görres[426]), der das Verhältnis „des frühen Menschen zur Natur dem des Kindes im Mutterleib" gleichsetzt[427]).

Das grundsätzlich Neue, das Görres in seiner Mythologie des Jenensern gegenüber gebracht hatte, war, daß er als erster (weit über entsprechende Herdersche Ansätze hinausgehend) den Mythus religiös verstand. In dieser entscheidenden Grundvoraussetzung steht Uhland durchaus neben ihm, wenn er Mythologie als religiöse Weltanschauung faßt[428]). Sobald es aber dann darum geht, auf dieser Grundlage weiter zu bauen, scheiden sich Görres (hinter dem der späte Schelling und Bachofen stehen) und Uhland. Der Schwabe Uhland sah niemals den Menschen der mythischen Zeit so wie Görres als Instrument, auf dem die mütterliche Natur ihre Weisen spielt. Bei Uhland ist es doch der Mensch, der die Mythen schafft, sein Inneres strahlt ein Bild der Mächte und Kräfte der Natur, von denen sein Leben abhängig ist, zurück, aber nicht ohne es „mit seinem eigenen Leben, seinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeschaffen zu haben"[429]).

Es ist ein im tiefsten Grunde rassischer Gegensatz, der Uhland von Görres und Bachofen absetzt, und der gerade bei diesen letzten Entscheidungen spürbar werden muß. Er kann die Preisgabe des Menschen an die dunklen Mächte nicht mitmachen, durch die das Werk der vorwiegend ostisch bestimmten Mythologen bekenntnishaft sein Gesicht erhält.

Innige Naturliebe und Naturverbundenheit und eine Beobachtung der Natur, die vom Gemüt geleitet wird, erscheinen Uhland in besonderem Maße als Grundlage des Volksliedes[430]).

[424]) Schr. VII, 6.
[425]) Schr. III, 13 f. — Vgl. VII, 6.
[426]) Über Görres' Mythologievorstellung s. Baeumler, XCIX ff. — Studien, 111 ff.
[427]) Baeumler, CI — Studien, 113.
[428]) Eingang zum „Mythus von Thor".
[429]) Schr. VI, 9. — Vgl. außerdem besonders VII, 38, 352 f., 382.
[430]) Schr. III, 12 u. ö.

So, wie bei jedem Forscher die Aufbereitung seines Materials, das wissenschaftliche Schöpfertum im instinktiven Bereich seiner Persönlichkeit sich gründet, er in dem, was er sieht, durch sein persönliches Schauvermögen bestimmt ist, dürfen wir auch bei der Würdigung des Uhlandschen Forschertums dessen Hintergründe nicht außer Acht lassen.

Wenn Uhland überall und immer die Dichter im Zusammenklang mit der Landschaft sieht, aus der sie stammen[431]), so steht hinter dem Willen, gerade derartigen Beziehungen stärkstens nachzugeben, die eigene Lebenserfahrung seiner Verwurzelung in der schwäbischen Heimat. Man muß immer wieder an die seine Jugend formenden Erlebnisse denken, wenn er die Sagen einer bestimmten Gegend in Beziehung zu der ihr „innewohnenden Poesie" bringt. Und dieser „lebendige Sinn für die Natur"[432]) hat ja auch das Bild seiner eigenen Dichtungen zum großen Teil mitbestimmt.

Von dieser Seite her eröffnet sich uns der Blick für das Wesen des Gefühls tiefer innerer Verwandtschaft, das Uhland der Minnedichtung gegenüber besaß. Ausdrücklich hebt er in seiner Schrift über den Minnesang hervor, es sei für diesen charakteristisch, „daß er seinen meisten und liebsten Bilderschmuck aus der Natur selbst entnimmt"[433]). Den Zusammenhang der Minnedichtung mit der Natur betont er in den Vorlesungen zur Geschichte der altdeutschen Poesie noch stärker. Ausgehend von der Erklärung, daß das europäische Mittelalter sich „in dem Zusammenstoß und der Verschmelzung der germanisch-heidnischen Lebens mit dem romanisch-christlichen" bildete[434]), zeigt er „im Minnesang eine Verschmelzung des Naturgefühls und Naturdienstes mit den geistigen Einflüssen des Christentums und den geselligen der romanischen Bildung"[435]). Hier wird also geradezu ein unmittelbares Naturverhältnis als besondere germanische Eigenart bezeichnet.

Die für Uhland in vollstem Sinne lyrische Darstellung ist die durch Naturbilder sprechende[436]). Sie bedeutet ihm nicht ein willkürliches, künstliches Gestaltungsmittel, sondern wurzelt im Wesen des Menschen selbst: „Die Natur

---

[431]) vgl. z. B. BrwU. II, 170.

[432]) Jahn, S. 41. — Die innige Verbundenheit Uhlands mit der Natur und seine feine und liebevolle Naturbeobachtung prägten sich ganz besonders stark im „Mythus von Thor" aus (vgl. Schneider, 394 f.).

[433]) Schr. V, 128.

[434]) Schr. I, 1 f.

[435]) Schr. I, 10.

[436]) vgl. Gotth. Schmidt, 34.

ist dem Menschen, der in ihr lebt, nicht bloß nützlich oder schädlich als nährende, hilfreiche Macht oder als feindliche, zerstörende Gewalt, sie nimmt nicht bloß seine werktätige Kraftanstrengung oder wissenschaftlich seinen Scharfsinn und Forschungstrieb in Anspruch, auch mit seiner dichterischen Anlage, seinem Schönheitssinne, findet er sich auf ihre Schönheit . . . hingewiesen. Er sucht in ihr nicht bloß Gleichnis, Sinnbild, Farbenschmuck, sondern, was all diesem erst die poetische Weihe gibt, das tiefere Einverständnis, vermöge dessen sie für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat"[437]). Damit aber zeigt sich wiederum, daß Uhland auch in Bezug auf sein Verhältnis zur Natur Seite an Seite mit Kerner und weit entfernt vom Standpunkt der Jenenser sich befindet.

Wenn man die Entwicklungslinie der Uhlandschen Forschung vor Augen hat, und sieht, wie das Schwergewicht seiner Sagenforschung in den letzten Jahren auf mythologischen Fragen liegt, dann verliert man nur zu leicht den Blick für das innere Schwergewicht seiner Forschungen, das von früher Jugend bis ins späte Alter auf der Ethik der Heldensage liegt.

Die entscheidende Bedeutung besitzt die Sage für ihn immer als Denkmal einer sittlichen Wirklichkeit, und im beherrschenden Mittelpunkt deutscher Sittlichkeit und deutschen Heldentums steht für ihn die Treue. Sie ist d i e deutsche Nationaltugend, mit der sich die Deutschen über die anderen Völker erheben. Uhlands Forschertätigkeit führt ihn hier zur Begründung des Volkstums auf seine Sittlichkeit[438]).

Immer steht er auch als Forscher in engster Fühlung mit dem Leben seiner Gegenwart; aus der bewegten Zeit des Jahres 1848 ist ihm, nach seinem eigenen Bekenntnis, auf die Studien neues Licht gefallen[439]), so wie ihm immer die Studien eine Stütze in der bewegten Gegenwart sind[440]). Darüber hinaus bedeutet es ihm, dem Forscher, als Menschen der Gemeinschaft eine Pflicht, beispielsweise die

---

[437]) Schr. III, 15. — Vgl. Holland, S. 42, wo gerade der letzte Gedanke vielleicht noch schärfer gefaßt wird. Es heißt dort, daß es darauf ankomme, daß der Dichter nicht „dem Naturleben seine Willkür aufdrücke und damit von der Naturwahrheit abweiche, sodann daß nicht das Naturbild der Idee nur gleichnisweise gegenübergestellt sei, sondern die Stimmung der Dichterseele in der Natur, mit der sie in Beziehung tritt, einen tiefern Anklang finde."

[438]) vgl. hierzu auch Vischer, S. 114.

[439]) BrwU. III, 395.

[440]) BrwU. III, 463.

Volkslieder auch anderen nutzbar für Gegenwart und Zukunft zu machen[441]).

Immer stehen ihm die Anforderungen der Gemeinschaft höher als die eigene Neigung: „In einer strengen Zeit darf man der eigenen Neigung nicht zu sehr nachgeben[442]). „In der Zeit, wie sie sich jetzt gestaltet hat, haben neben dem besonderen Berufe die allgemein staatsbürgerlichen Anforderungen ein höheres Recht erlangt"[443]). Uhland redete aber nicht nur, sondern er lebte seinen Landsleuten das vor, was er von ihnen forderte, und vom lebendigen Uhlandschen Vorbild sind die stärksten Wirkungen ausgegangen. Sei es im täglichen Leben Tübingens, in der Wissenschaft, in der Kammer, im Frankfurter Parlament, immer hat Uhland in der Haltung gelebt, die sich ihm in den Helden der Vorzeit erschlossen hatte.

In der Politik dient er dem „sittlich Notwendigen", gegen das es „keinen Bannspruch gibt"[444]). Einmal bezeichnet er die Lage im Streit des Königs mit den Ständen sehr einfach: „. . . die Stände . . . sind gerade jetzt in sittlicher Hinsicht ihren Gegnern sehr überlegen"[445]).

---

[441]) BrwU. III, 275.

[442]) BrwU. II, 402.

[443]) BrwU. II, 406; vgl. II, 293, wo Uhland erklärt, daß es ihn zum akademischen Lehramt mehr ziehe als zu einsiedlerischem Leben.

[444]) BrwU. III, 170.

[445]) BrwU. II, 34. Ich halte es nicht für notwendig, Uhlands politische Tätigkeit im einzelnen zu behandeln, da bereits diese Frage in der Literatur in weitgehendem Maße gelöst ist. — s. Schneider, S. 215—248, 401—434; Vischer, 116 ff.; Reinöhl, a. a. O. Es ist wichtig, einzusehen, wie sehr der gesunde, sozusagen realpolitische Sinn Uhlands von der geistreichen Staatsauffassung der Jenenser (z. B. vom „poetischen" Staatsbilde bei Novalis) abweicht.

IV. Kapitel

Kerner, Uhland und das Biedermeier

Wenn wir bisher versucht haben, Kerners und Uhlands Persönlichkeit und ihr Werk in ihrer entscheidenden Struktur deutlich zu machen, so wollen wir nun feststellen, zu welchen Ergebnissen uns unser Verfahren geführt hat.

In unserer Darstellung ist bereits das Wort „Biedermeier" gebraucht worden, über dessen Verwendbarkeit wir nun noch Rechenschaft ablegen müssen.

Mit einem Begriff „Biedermeier" als Bezeichnung eines Stiles des „Sammelns und Hegens"[446]) vermögen wir nicht zu arbeiten; mit einer solchen Feststellung ist noch nicht allzuviel getan, besonders darum nicht, weil sie trotz der versuchten Ausweitung zu einem „Lebensgefühl" letzten Endes doch ein bloß stilgeschichtlicher Ordnungsbegriff bleibt. „Sammeln und Hegen" ist nur ein Merkmal. Für uns kann es nicht darauf ankommen, daraus, daß wir in einzelnen Dichtungen dieses Merkmal vorfinden, eine Einheit zu schaffen.

Setzen wir zunächst voraus, daß es wirklich in der Dichtung ein Biedermeier gibt, so wäre, schlagwortartig zusammengefaßt, folgende Frage zu beantworten: Welche Kräfte unseres Volkes sind in die Position Biedermeier abgedrängt worden, in welcher Auseinandersetzung geschah dies, und wer führte hierbei?

Diese Frage soll im Hintergrund der nun folgenden Ausführungen stehen, zu ihrer Beantwortung bedarf es noch einiger Vorbereitungen.

Man hat Uhland einmal mit Ludwig Richter verglichen: bei Richter seien die „Landschaft und die darin sich bewegenden Menschen durch die beide durchdringende Stimmung ebenso zu einer künstlerischen Einheit gestaltet, wie . . . in Uhlands Gedichten . . ."[447]). Derselbe Sinn

---

[446]) Weydt, S. 628 ff.
[447]) Jahn, 43.

steht letztlich hinter Goethes scharfem Wort: daß aus der Region, wo Uhland walte, wohl nichts „Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes" hervorgehen möchte[448]).

In einer Beschreibung Uhlands durch einen Zeitgenossen lesen wir: „. . . alles ließ den selbständigen, in einstimmiger Bildung beharrlich natürlichen Mann fühlen. Sein nackenfester Stand verriet wohl die Unbeugsamkeit und den Bürgertrotz, die seiner gedrungenen Rechtschaffenheit und Überzeugungstreue gemäß waren; die Entfernung aber von allem Gespreizten in der Gehabung, die Lauterkeit und Mäßigung im Verhalten entsprach der Pietät und Zartheit, die ihm tiefeigen waren"[449]).

Hier haben wir den Typ des Biedermeier-Menschen vor uns. Wir erkennen das Ideal ebenso deutlich aus einem Wort Kerners über Freiligrath: „Seine frische deutsche Natur paßt nicht zu diesen chinesischen Teetrinkern (gemeint sind die „ästhetischen Kreise" Stuttgarts)"[450]). Was ist aber nun diese frische deutsche Natur? „. . . seine Liebenswürdigkeit, die Schlichtheit und Bestimmtheit seines Charakters, die Treuherzigkeit und stille Innigkeit seines Wesens . . ."[451]). Diese Charakteristik erinnert uns lebhaft an ein Wort, das Fr. Schlegel einmal im Athenäum schrieb: „Der Geist unsrer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Kepler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren"[452]).

H. O. Burger wird aus der Gegenüberstellung dieser Schlegelschen Idee und der Uhlandschen Persönlichkeit zu der Frage angeregt: „Ist Uhland darum überhaupt kein Romantiker, weil er das romantische Ideal verwirklichte?"[453]) In dieser Frage zeigt sich deutlich, welches

---

[448]) An Zelter, 4. 10. 31 — Brw. zw. Goethe u. Zelter (hgg. v. M. Hecker), Bd. III, Leipzig 1918, S. 488 f. — etwas gemilderter aber ähnlich zu Eckermann, am 21. X. 1823 und 11. 3. 1832. (Gespr. mit Goethe, Leipzig 1836, I, 65 f.; II, 358 f. — ed. Castle, Bd. I, 42, 407).

[449]) Schöll, S. 358.

[450]) K. H. II, 10.

[451]) K. H. II, 10.

[452]) 120. Idee. — Jugendschr. II, 302.

[453]) S. 112. — Burger zitiert die Schlegelsche Idee nicht vollständig, der wichtige letzte Satz fehlt bei ihm.

Ungeschick bisweilen über der Romantikforschung gewaltet hat. Diese Schlegelsche Idee prägt keinesfalls d a s Ideal d e r Romantik. Sie ist ein Gedankenblitz, ein augenblicklicher Einfall, der neben ganz anderen aufgezeichnet wird, ohne daß sich sein Schöpfer zu ihm bekennt, wenn er nicht, was man allerdings kaum annehmen kann, sich zu der ersten der beiden Kategorien rechnet, in die er die deutschen Künstler einteilt.

Die Idee beweist freilich, an wie vieles Schlegel rührt, was im übrigen für ihn recht unverbindlich bleibt. Und da liegt der tiefe Unterschied, denn das, was er antippt, ist Uhlands wirklich gelebte Weltanschauung, seine Haltung. Und diese Haltung kann im wahrsten Sinne als „Biedermeier" bezeichnet werden.

Es gibt wohl kein Bekentnis, das klarer und eindeutiger das Wesen des Biedermeiers ausspricht als Uhlands „Zimmerspruch" zum Richtfest des Kernerhauses in Weinsberg 1822:

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unselig's komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Tür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus[454]).

Das Uhlandsche und Kernersche Lebensschicksal läuft ungebrochen. Wenn wir daher ihre Alterswelt als Biedermeier bezeichnen wollen, so müssen wir uns dabei klar sein, daß die biedermeierliche Haltung den beiden bereits seit frühester Jugend innewohnt, daß ihr schwäbisches Biedermeier von der französischen Revolution herausgefordert wurde.

Das deutsche Biedermeier könnte in diesem Sinne als eine Art Rückzugsstellung bezeichnet werden, die mit dem Ziel der Uneinnehmbarkeit so sehr ausgebaut wurde,

[454]) Fränkel I, 53.

daß sie die eigene Bewegungsfreiheit hemmte und sogar eigene Angriffe in ihrer Wirkung beschränkte. Eines muß vor allem festgehalten werden:

Uhland und Kerner waren nicht zuerst Klassizisten, dann Romantiker, dann Dichter des Biedermeiers oder eines beginnenden Realismus. Unverbildete Freude an den Dingen der Sinnenwelt ist von Anfang an da und führt sie zu den Wirklichkeiten, in denen sie Wurzel schlagen können[455]).

Bekenntnis zur realen Wirklichkeit als Gegensatz zu einer Begriffswelt, zum Glauben als Gegensatz zu Spekulation läßt sie (nach Jenenser Maßstab) ganz unromantisch sein. Der Heidelberger Bewegung stehen sie nahe, bleiben jedoch neben ihr selbständig; selbständig vor allem in der Ausformung ihres Biedermeiers.

Uhland und Kerner haben nicht nur in Schwaben eine sehr breite Wirkung gehabt. Diese Wirkung ist gleicherweise der Persönlichkeit dieser beiden Männer wie ihrem Werk zuzuschreiben. Der Dichter und Politiker Uhland war, namentlich in den Jahren nach 1848 beinahe zum deutschen Heros geworden. Wenn nach seinem Tod geschrieben wurde: „Ach, was haben wir verloren, das Gewissen Deutschlands! . . ."[456]), so gibt dieses Wort die Stimmung des größten Teils der Deutschen beim Tode des Dichters wieder. Geibel preist Uhland in einem Nachruf[457]): „Beharrlich, prunklos, stark und echt", „ein Meister und ein Held wie Walter" sei er gewesen, ein „Mund, draus nie ein Spruch geflossen, der seines Volks nicht würdig war". Geibel schließt mit den Worten: „Das

---

[455]) Damit wende ich mich aufs schärfste gegen Auffassungen, die „die erste Wendung von der Welt der Romantik weg zur Wirklichkeit . . . von Hegel vollzogen" werden lassen (Kindermann, Germ. Rom.M.Schr. XIV, 39). Ich hoffe, daß meine Ausführungen klargelegt haben, wo wirklich die „erste Wendung zur Wirklichkeit" vollzogen wurde. Hegel ist hier völlig unbeteiligt, hat sogar eher gegen diese Wendung gewirkt. Und gerade auf Grund eines neuen Wirklichkeitsgefühls gehen ja z. B. die späteren Linkshegelianer bewußt über den Meister hinaus.

[456]) Mayer II, 256.

Besonders einprägsame Beispiele für die außerordentliche Volkstümlichkeit Uhlands bei Notter 364, 450 ff.; Vischer, a. a. O.; Mayer II, 255. Die Unzahl der anläßlich Uhlands Tode erschienenen Schriften und Aufsätze ist zusammengestellt bei Goedeke VIII, 223.

[457]) Emanuel Geibels Gesammelte Werke, Stuttgart (Cotta) 1883, Bd. VIII, 15 ff.

ist an uns sein groß Vermächtnis, so treu und deutsch zu sein wie er."

Auch das Weinsberger Kernerhaus und sein Hausherr sind aus der deutschen Kulturgeschichte des Biedermeiers nicht wegzudenken. Kerner war beinahe eine mythische Gestalt geworden, und es ist wohl der Eindruck der meisten Gäste Weinsbergs, den die Schriftstellerin Emma Niendorf in die Worte faßt: „Kerner gehört unter die Wesen, denen man schon allein für ihr Dasein, abgesehen von allem Wirken, danken muß, weil sie uns ein Glaube, eine Bürgschaft sind . . . er ist eine Erscheinung, die wir in ihrer reinen Ursprünglichkeit nicht fest genug halten können . . . es können so öde, so arme Zeit kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein solcher Mann habe einst gelebt, ihn für eine Mythe hält . . ."[458]).

Auch Kerners Dichtung hat Nachahmung gefunden, doch ist bei ihm die außerliterarische Nachwirkung, auch seiner Gedichte, stärker. Dagegen nimmt der Balladendichter Uhland eine entscheidende Schlüsselstellung für die Ballade des Biedermeiers ein. Sein Ruhm als Lyriker ist besonders nachhaltig gewesen[459]), und seine Gedichte zeitigten eine außerordentlich breite Nachwirkung[460]).

Hier eröffnen sich Linien, die zu verfolgen außerordentlich aufschlußreich ist. Uhland ist ja seinem Ausgangspunkt, jenem sinnlich unmittelbaren Verhältnis zum Mittelalter nie untreu geworden. Aus dieser Stellung hatte er das, worauf es ihm ankam, das Ethos des ritterlichen Mittelalters, gestalten können.

Die Verpflichtung auf diesen Gehalt ist an seine Nachfolger nur in geringerem Maße übergegangen[461]), sie lag stärkstens in seiner Persönlichkeit beschlossen. So hat man bei ihren Dichtungen oft den Eindruck der fehlenden Perspektive, die sich hinter jeder von Uhlands wirklichkeitsfreudigen Dichtungen auftut. Die ganze historische Balladendichtung des Biedermeiers ist an ihn angelehnt[462]).

---

[458]) zit. nach Jedrzejewski, S. 64 f. — Vgl. Reinhard, 106, 133 ff.

[459]) Bis 1861 erlebten seine Gedichte bei Cotta 43 Auflagen!

[460]) vgl. B. Pfeiffer, Uhland im Munde der Dichter, Stuttgart 1889; H. Schneider, S. 127 f., 377 ff. Für den überragenden Einfluß Uhlands auf die elsässischen Dichter vgl. bes. K. Pöschel, D. elsäss. Lyrik d. 19. Jhdt. in ihrer Abhängigkeit v. d. literar. Strömungen i. Deutschland (1932), S. 35 ff., 121 ff. Schon 1817 stellte J. Schön den Einfluß Uhlands auf die österreichische Ballade fest (Hormayrs Archiv f. Geographie, 1817). (Diese Literaturzusammenstellung erfolgte nach Kayser, Geschichte, 315.) Man gedenke schließlich auch der starken Anregungen, die Hebbel und Storm durch Uhlands Lyrik empfingen.

[461]) Am treuesten ist ihm hierin sein Schüler Gustav Schwab geblieben.

[462]) vgl. Kayser, Geschichte, S. 192.

In den Biedermeierballaden fällt jedoch nicht so sehr eine Freude an der Beobachtung der Dinge der Natur auf, sondern hier ist alles betontermaßen in erster Linie stimmungsbezogen. Während wir gerade bei Uhland das Reifen zu immer stärkerer Objektivität fanden, beschreiben „diese Dichter[463]) von sich aus: mutig, tapfer, edel, ehrenwert, mild"[464]).

Es kann gewiß behauptet werden, daß Uhland und Kerner selbst die Schöpfer zumindest eines Stückes des deutschen Biedermeiers sind.

In der Lyrik der beiden Schwaben wird in hervorragendem Maße deutlich, wie sie eine Vermittlerstellung zwischen der Welt der urtümlichen Mächte des Volksglaubens und der Welt des gesicherten Biedermeiers einnehmen, oder literaturgeschichtlich besprochen, wie hier Sturm und Drang und Biedermeier sich berühren.

Bezeichnend ist der Gegensatz zwischen dem jungen Goethe und Kerner in Bezug auf ihre Art der Aufnahme des Volksgutes. Goethe erobert mit seiner tatgewaltigen Persönlichkeit die Welt des Volksglaubens, beweist sich als ihrem Geist verwandt und gestaltet sie, sie zu sich heranziehend. Kerner muß den umgekehrten Weg einschlagen, er muß sich dem Volksglauben hingeben, sich an ihn anschmiegen. Dieser Gegensatz zwischen Goethe und Kerner zeigt zugleich am krassesten, wie sich in solchen entscheidenden Vorgängen rassische Bedingtheiten auswirken.

Im Schaffen Goethes wie Kerners finden sich „naturmagische Balladen"[465]). Dieser Balladentyp erwächst aus einer Weltanschauung, die überall Mächte der Natur als wirksam und herrschend sieht (Goethes „Fischer" und „Erlkönig"). Auch Kerner hat solche Balladen geschaffen[466]),

---

[463]) Hier wären Namen wie Vogl, Gaudy, Hirsch und J. Schön zu nennen.

[464]) Kayser, Geschichte, S. 191.

In Wolfgang Kaysers außerordentlich ertragreicher „Geschichte der deutschen Ballade", die der Bedeutung Uhlands in hervorragendem Maße gerecht wird, erscheinen unsere Schwaben manchmal irrtümlicherweise in einer Art Vermittlungsstellung zwischen Wunderhorn und Biedermeyer. Hier müssen kleine Verzeichnungen richtiggestellt werden; Uhland und Kerner eröffnen tatsächlich die Balladendichtung des Biedermeier (vgl. z. B. Kerners Bedeutung für die historische Sagenballade bei Kayser, S. 193), aber sie kommen unmittelbar von der Volksballade her und leiten die Umprägung der Volksüberlieferung unter die Bedürfnisse des Biedermeiers ein. Dasselbe gilt von der „Verbürgerlichung" der Volksballade durch Uhland (Kayser, S. 155).

[465]) Ich halte mich hier an die Terminologie von W. Kaysers Aufsatz „Die Ballade als deutsche Gattung".

[466]) Man denke an seinen „Wassermann". — WW. III, 184.

aber sein Naturbild ist nicht das heroische des Sturm und Drang, und so ist er es gerade, der in diese Balladengattung an Stelle der grausigen Mächte der Natur die den Menschen liebreich umfangende Natur setzt[467]) und damit den Weg zur Naturballade des Biedermeiers eröffnet.

So fassen wir nun noch einmal das wesentlichste Ergebnis der hier angestellten Untersuchungen zusammen: Uhland und Kerner haben als Dichter und als Wissenschaftler der Gemeinschaft, in deren Dienst ihr Schaffen stand, eine neue innere Begründung gegeben.

Kerner hatte sich auf dem Wege sinnlicher Beobachtung und unmittelbarer Liebe zur Natur ihre Mütterlichkeit aufgeschlossen und sich ihr anvertraut. Und er wies denen, die ihm folgten, Geborgenheit und Sicherheit unter den Gesetzen und Ordnungen einer mütterlichen Natur.

Mit derselben Unmittelbarkeit hatte Uhland sich in den Geist der vaterländischen, und im besonderen der schwäbischen, Sage eingelebt und aus der Macht ihrer Sittlichkeit eine neue Lebensordnung aufgebaut. Sie bot ihm und denen, die ihm folgten, einen unerschütterlichen Rückhalt für ein Leben im Dienste des Vaterlandes.

Um sich gegen die französische Revolution und die Napoleonzeit zu behaupten, haben sie, herausgefordert von diesen feindlichen Mächten, zunächst ihre eigene Festung ausgebaut und sie dann in den Dienst der Gemeinschaft gestellt. Deshalb ist ihr Werk im Rahmen einer deutschen Volksgeschichte von unvergleichlich höherer Bedeutung als die Jenenser Frühromantik und als das, was die Literatenbewegung des jungen Deutschlands brachte. Vergessen wir nicht, daß die Kräfte, denen Uhland den Rücken stärkte, immer im Laufe des 19. Jahrhunderts das stärkste Gegengewicht gegen westliches, liberalistisches Ideengut bildeten.

Der deutsche Volkscharakter hat in zweifacher Weise die Auseinandersetzung mit der französischen Revolution aufgenommen. Einmal wurde in Preußen die fremde Revolution durch eine eigene gewaltige Revolution überwunden, die mit der Schöpfung der allgemeinen Wehrpflicht das preußische Soldatentum in eine neue Zeit führte; eine Revolution, die an die Namen Fichte und Stein, Jahn und Arndt, Scharnhorst und Clausewitz gebunden ist. Zum andern setzte von Schwaben aus (man denke dabei auch an einen Mann wie Pfizer) eine innere Neugründung der deutschen Volksgemeinschaft an.

---

[467]) Man denke an seinen „Graf Eberhard" — WW. III, 197.

Schrifttum

Justinus Kerners Gesamtwerke. Herausgegeben v. J. Kerner-Verein; 4 Bde., Weinsburg 1916 (zit. WW. ..).

Kerner, Justinus: Die Seherin von Prevorst, 3. Aufl., Stuttgart u. Tübingen 1838.

— Vergiftung durch verdorbene Würste (Tübinger Blätter f. Naturwissenschaft u. Arzneykunde, hgg. v. Autenrieth u. Bohnenberger; Bd. III), 1817.

— Neue Beobachtungen über die in Würtemberg so häufig vorfallenden tödtlichen Vergiftungen durch d. Genuß geräucherter Würste, Tübingen 1820.

— Das Fettgift oder die Fettsäure u. ihre Wirkungen auf d. thierischen Organismus, Stuttgart u. Tübingen 1822.

— Blätter aus Prevorst, Karlsruhe 1831—35.

— Magikon, 5 Bde., Stuttgart 1840, 1841, 1846, 1850, 1856.

— Franz Anton Mesmer, Frankfurt 1856.

Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, hgg. v. Th. Kerner u. E. Müller, 2 Bde., Stuttgart u. Leipzig 1897. (zit. BrwK. I, II . . .)

Briefwechsel zwischen Justinus Kerner u. Ottilie Wildermuth (1853—1862), hgg. v. Adelheid Wildermuth, Heilbronn 1927.

Justinus Kerner u. sein Münchener Freundeskreis. Eine Sammlung v. Briefen, hgg. v. Fr. Pocci, Leipzig 1928. (zit. Pocci . . .)

Uhlands Werke, hgg. v. Ludw. Fränkel, Leipzig 1893

Uhland, Ludwig: Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder, Stuttgart u. Tübingen 1844—45.

— Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage, 8 Bde., Stuttgart 1865—73, hgg. v. Holland, Keller u. Pfeiffer. (zit. Schr. . .)

Holland, W. L.: Zu Uhlands Gedächtnis, Leipzig 1886. (Veröffentlichung von Uhlands Niederschriften für sein Stilistikum.)

Uhlands Tagbuch (1810—1820), hgg. v. J. Hartmann, Stuttgart 1898.

Uhlands Briefwechsel, hgg. v. J. Hartmann, 4 Bde., Stuttgart u. Berlin, 1911—16. (zit. BrwU. . .)

Arnims Trösteinsamkeit, hgg. v. Fr. Pfaff, Freiburg u. Tübingen 1883.

Auberlen, C. A.: Die Theosophie F. Chr. Oetingers, Tübingen 1847.

Autenrieth, J. H. F.: Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie, Tübingen 1801—02.

Autenrieth, H.: Johann H. F. v. Autenrieth, zu seinem 100. Todestage. Münch. Med. Wochenschr., Jahrg. 82, 1935.

Baeumler, Alfred: Einleitung zu J. J. Bachofen, Der Mythus von Orient und Occident, München 1926. (Neudruck in A. Baeumler, Studien zur deutschen Geistesgeschichte, Berlin 1937, S. 99—219.)

Bargheer, Ernst: Eingeweide. Lebens- und Seelenkräfte d. Leibesinneren im deutschen Glauben u. Brauch, Berlin u. Leipzig 1931.

Beddoes, Th.: John Browns Biographie nebst einer Prüfung seines Systems, Kopenhagen 1797.
Benz, Richard: Märchen-Dichtung der Romantiker, Gotha 1908.
— Die deutsche Romantik, Leipzig 1937.
Bernritter, Fr.: Wirttembergische Briefe, 2 Bde., Ulm u. Stettin 1786, 1799.
Betzendörfer, W.: Hölderlins Studienjahre am Tübinger Stift, Heilbronn 1922.
Birlinger, Anton: Aus Schwaben. Sagen, Legenden . . ., 2 Bde., Wiesbaden 1874.
Bluth, K. Th.: Philosophische Probleme i. d. Aphorismen Hardenbergs, Phil. Diss. Jena 1914.
— Medizingeschichtliches bei Novalis, Abh. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturwiss. II, Berlin 1934.
Böhm, Wilhelm: Hölderlin, 2 Bde., Halle 1928, 1930.
— Hölderlin als Verfasser des „Ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus". D. Vj. IV, 1926.
Buck, M. R.: Medicinischer Volksglauben u. Volksaberglauben aus Schwaben, Ravensberg 1865.
Burger, H. O.: Schwäbische Romantik, Stuttgart 1928.
— Schwabentum in der Geistesgeschichte, Stuttgart u. Berlin 1933.
Callisen, A. C. P.: Medicinisches Schriftstellerlexikon . . ., 33 Bde., Copenhagen 1830 ff.
Chamisso, A. von: Leben u. Briefe, hgg. durch J. E. Hitzig, (zugl. Bd. V, VI v.: A. v. Chamissos Werke, hgg. v. J. E. Hitzig, 6 Bde., Leipzig 1836—39).
Cuvier, George: Recherches sur les ossements fossiles, Paris 1834—37, 4. Aufl.
Diepgen, P.: Deutsche Medzin vor 100 Jahren, Freiburg u. Lpzg. 1923.
— Alte u. neue Romantik i. d. Medizin, Klin. Wochenschr. 11, 1932.
— Novalis u. d. romantische Medizin, Klin. Wochenschr. 13, 1934.
— Deutsche Volksmedizin, Stuttgart 1935.
Düntzer, H.: Uhlands Balladen u. Romanzen, Leipzig 1890.
Ederheimer, E.: Jakob Böhmes Einfluß auf Tieck, Phil. Diss. Heidelberg 1904.
Ehmann, K.: Fr. Chr. Oetingers Leben und Briefe, Stuttgart 1859.
Enders, Carl: Friedrich Schlegel, Die Quellen seines Wesens und Werdens, Leipzig 1913.
Erdmann, J. J.: Versuch einer wiss. Darstellung d. Geschichte d. neuern Philosophie. Neudruck v. H. Glockner, 1931, Bd. VI.
— Grundriß d. Geschichte d. Philosophie. 2 Bde., Berlin 1896.
Erk, L. u. Böhme, Fr.: Deutscher Liederhort, 3 Bde., Lpzg. 1893—94.
Eschenmayer, C. A.: Säze aus der Natur-Metaphysik auf chemische u. medizinische Gegenstände angewendet, Tübingen 1797. (zit. I, . .)
— Versuch die Geseze magnetischer Erscheinungen aus Säzen der Naturmetaphysik mithin a priori zu entwickeln, Tübingen 1798 (zit. II, ...).
Fischer, H.: Die Schwäbische Literatur i. 18. u. 19. Jahrhundert, Tübingen 1911.
Geiger, L.: Kerners Briefwechsel mit Varnhagen, ZfdPh. 1898.
Gmelin, Eberhard: Über Thierischen Magnetismus, 2 Bde., Tübingen 1787.
— Materialien für die Anthropologie, 2 Bde., Stuttgart 1791—93.
Görres, Josef: Gesammelte Schriften, 9 Bde., hgg. v. M. Görres u. Fr. Binder, München 1858—74.
Gumbel, H.: Das Schwäbische i. d. schwäbischen Dichtung, DVj. IX, 1931.

Haag, H.: Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers u. die Genesis des Gedichtes, Phil. Diss. Tübingen 1907.
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hgg. v. H. Bächthold-Stäubli, Berlin u. Leipzig 1927 ff. (zit. HwbAbgl. . . .).
Heinzmann, Franz: Justinus Kerner als Romantiker, Tübingen 1908.
Heiske, W.: Ludw. Uhlands Volksliedersammlung, Leipzig 1929.
Herders sämtliche Werke, hgg. v. B. Suphan, Berlin 1877—1909.
Hirschel, Bernhard: Geschichte d. Brown'schen Systems u. d. Erregungstheorie, Dresden u. Leipzig 1846.
Hirschfeld, E.: Romantische Medizin, Kyklos, Jahrb. f. Gesch. u. Philos. d. Medizin III, Leipzig 1930.
Höhn, Heinrich: Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Württ. Jahrb. f. Statistik u. Landeskunde, Stuttgart 1920.
Hovorka, O. von u. Kronfeld, A.: Vergleichende Volksmedizin, 2 Bde., Stuttgart 1908—09.
Huch, R.: Blütezeit der Romantik, 1899.
— Ausbreitung u. Verfall d. Romantik, 1902.
Jaeger, G.: Ehrengedächtnis d. Kgl. Württemb. Staatsraths von Kielmeyer, Verhandl. d. Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, Bd. XIII, Breslau u. Bonn 1845.
Jahn, Otto: Ludwig Uhland, Bonn 1863.
Jedrzejewski, Fr.: Justinus u. Theobald Kerner u. d. Kernerhaus in Weinsberg, Leipzig 1910.
Jungbauer, G.: Deutsche Volksmedizin, Berlin u. Leipzig 1934.
Kayser, Wolfgang: Geschichte d. deutschen Ballade, Berlin 1936.
— Die Ballade als deutsche Gattung, Zschr. f. Dkde. 1936.
Keller, A. v.: Uhland als Dramatiker, Stuttgart 1877.
Kerner, Theobald: Das Kernerhaus u. seine Gäste, 2 Bde., Weinsberg 1912 (zit. K. H. . . .).
Kielmeyer, C. F.: Über die Verhältnisse der organischen Kräfte untereinander in der Reihe der verschiedenen Organisatonen, die Gesetze u. Folgen dieser Verhältnisse, Rede v. 11. 2. 1793. Unveränderter Abdruck, Tübingen 1814.
— [Natur und Kraft], Gesammelte Schriften, hgg. v. F. H. Holler, Berlin 1938.
Kluckhohn, P.: Die Fortwirkung der deutschen Romantik in der Kultur des 19. u. 20. Jahrhunderts, Zschr. f. dt. Bildung, IV, 1928.
Klüpfel, Karl, Gustav Schwab, Leipzig 1858.
Klüpfel, K.: Die Universität Tübingen in ihrer Vergangenheit u. Gegenwart, Leipzig 1877.
Knebel, Imm. Gottl.: Versuch einer chronologischen Übersicht der Literärgeschichte der Arzneywissenschaft, Breslau 1799.
Kindermann, H.: Die literarische Entfaltung des 19. Jahrhunderts, G.R.M. XIV, 1926.
Knittermeyer, Hinrich: Schelling u. die Romantik, München 1929.
Körner, Josef: Die Botschaft der deutschen Romantik an Europa, Augsburg 1929.
Kraepelin, Emil: Hundert Jahre Psychiatrie, Zschr. f. d. gesamte Neurologie u. Psychiatrie, Bd. 38, 1918.
Krauss, R.: Schwäbische Literaturgeschichte, Freiburg 1897—99.
Laemmle, August: Schwäbische Volkskunde, 7 Bde., Stuttgart 1928.
Lavater, J. K.: Aussichten in die Ewigkeit, 4 Bde., Zürich 1768—78.
Lechner, W.: G. H. Schuberts Einfluß auf Kleist, Just. Kerner u. E. T. A. Hoffmann, Phil. Diss. Münster 1911.

Leese, Kurt: Von Jakob Böhme zu Schelling. Zur Metaphysik des Gottesproblems, Erfurt 1927.
Leibbrand, W.: Romantische Medizin, Hamburg, Leipzig 1937.
Liek, Erwin: Das Wunder in der Heilkunde, München 1930.
Marzell, Heinrich: Die Volksmedizin (bei Spamer: Deutsche Volkskunde, Bd. 1, 1934).
Mayer, Karl: Ludwig Uhland u. seine Freunde, 2 Bde., Stuttgart 1867. — Gedichte, Stuttgart 1864.
Mayne, Harry: Uhlands Jugenddichtung, Phil. Diss. Berlin 1899.
Mayr, Ambros: Der schwäbische Dichterbund, Innsbruck 1886.
Merkel, F. R.: Der Naturphilosoph Gotthilf Heinr. Schubert und die Romantik, München 1913.
Mesmer, Anton: Dissertatio Physico-Medica De Planetarum Influxu, 1766, Wien.
Nadler, J.: Literaturgeschichte der deutschen Stämme u. Landschaften, Regensburg 1929—32, Bd. III.
Niethammer, Marie: Just. Kerners Jugendliebe u. mein Vaterhaus, Stuttgart 1877 (zit. Nieth...).
Notter, Friedrich: Ludwig Uhland, Stuttgart 1863.
Novalis Schriften, 4 Bde., hgg. v. J. Minor, Jena 1923 (zit. Minor...).
Novalis Schriften, 4 Bde., hgg. von P. Kluckhohn (im Verein mit R. Samuel), Leipzig 1928 (zit. Kluckh....).
Olbrich, Karl: Justinus Kerner u. d. deutsche Volksglaube, Mitt. d. Schles. Gesellsch. f. Vkde. XXIII, 1922, Breslau.
Olshausen, W.: Friedrich v. Hardenbergs Beziehungen zur Naturwissenschaft seiner Zeit, Phil. Diss. Leipzig 1905.
Pfaff, Chr. H.: John Brown's System der Heilkunde... übersetzt u. mit einer kritischen Abhandlung über die Brownischen Grundsätze begleitet, Kopenhagen 1798, 2. Aufl.
Plitt, G. L.: Aus Schellings Leben. In Briefen. 3 Bde., Leipzig 1869—70 (zit. Plitt...).
Reil u. Autenrieth: Archiv f. Physiologie, Bd. VII—XII, Halle 1807—1812 (zit. Reil...).
Reinhard, Aimé: Just. Kerner u. d. Kernerhaus zu Weinsberg, Tübingen 1862.
Richert, J.: Geschichte der Lyrik Justinus Kerners, Berlin 1909.
Rosenzweig, F.: Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus, Heidelberg 1917 (S. B. d. Heid. Ak. d. W.).
Schelling, F. W. J.: Sämtliche Werke, hgg. v. K. A. Schelling, 1. Abt. Bd. 1—10, Stuttgart u. Augsburg 1856—61 (zit. S. W....).
A. W. Schlegels Vorlesungen über Schöne Literatur und Kunst. Hgg. v. J. Minor (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Bd. 17—19) Heilbronn 1884.
Schlegel, Friedrich (1794—1802): Seine prosaischen Jugendschriften, hgg. v. J. Minor, 2 Bde., Wien 1882 (zit. Jugendschr....)
Schmidt, Gotth.: Uhlands Poetik, Phil. Diss. Tübingen 1906.
Schmitt, Otto: Vom Wesen schwäbischer Kunst, Dichtg. u. Volkstum, Bd. 38, 1937.
Schneider, Hermann: Uhland; Leben, Dichtung, Forschung, Berlin 1920. — Uhland und die deutsche Heldensage, Berlin 1918 (Abh. d. Preuß. Ak. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl. Nr. 9).
Schneider, Robert: Schellings und Hegels schwäbische Geistesahnen, Würzburg 1938.
Schöll, Adolf: Erinnerungen an Ludwig Uhland, Berlin 1884 (Gesammelte Aufsätze z. klass. Literatur alter u. neuerer Zeit, IX).

Schrader, O.: Reallexion der indogermanischen Altertumskunde, 2 Bde., Berlin u. Leipzig 1917—1923.

Schubert, Gotth. Heinr.: Der Erwerb aus einem vergangenen u. d. Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie, Erlangen 1854—56, 3 Bde.

Schultz, Franz: „Romantik" und „romantisch" als literarhistorische Terminologien u. Begriffsbildungen, DVj. II, 1924.

Schwab, Gustav: Kleine prosaische Schriften, hgg. v. K. Klüpfel, Freiburg u. Tübingen 1882.

(Schwäbischer Musenalmanach) Lyriker und Epiker der klassischen Periode I. Teil (Die Dichter des Göttinger, Vossischen und Schwäbischen Musenalmanachs). Hgg. v. H. Mendheim, Stuttgart o. J. (Deutsche Nationalliteratur, hgg. v. J. Kürschner Bd. 135, I.).

Steig, Reinhold: Achim von Arnim u. Clemens Brentano, Stuttgart 1894 (zit. Steig I...).

— Achim von Arnim und J. u. W. Grimm, Stuttgart u. Berlin 1904 (zit. Steig II...).

— Justinus Kerners Beziehungen zum Wunderhorn, Euphorion 1896.

Stern, Alfred: Der Einfluß der franz. Revolution auf das deutsche Geistesleben, Stuttgart u. Berlin 1928.

Sudhoff, Karl: Geschichte d. Medizin, 1922.

Thiess, Frank: Die Stellung der Schwaben zu Goethe, Stuttgart 1915.

Ludwig Tiecks Schriften, 28 Bde., Berlin 1828—54.

— nachgelassene Schriften, hgg. v. Köpke, 2 Bde., Leipzig 1855 (zit. Köpke...).

Tiemannn, I.: Klopstock in Schwaben, Phil. Diss. Greifswald 1937.

Tischner, R.: Franz Anton Mesmer, München 1928.

Ludwig Uhlands Leben. Von seiner Witwe, Stuttgart 1874 (zit. Leben...).

Varnhagen v. Ense, K. A.: Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Leipzig 1843 ff., Bd. II (zit. Varn....).

Vischer, Fr. Th.: Ludwig Uhland, Stuttgart 1863 (Kritische Gänge N. F. Heft 4).

Wackenroder, W. H. u. Ludwig Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (zit. nach dem Neudruck v. R. Bach, 1938, Inselbücherei Nr. 534).

Walther, Paul: Schwäbische Volkskunde, Leipzig 1929.

Walzel, Oskar: Die deutsche Literatur von Gottsched bis zur Gegenwart, 2 Bde., 1920, 1929 (Handbuch d. Literaturwiss.).

Weikard, M. A.: Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kaiserl. Russ. Etatsrath M. A. Weikard. Nach seinem Tode zu lesen. Frankfurt u. Leipzig 1802.

— Entwurf einer einfachen Arzneykunst oder Erläuterung u. Bestätigung der Brownischen Arzneylehre, Frankfurt 1795.

Weydt, G.: Literarisches Biedermeier, DVj., 1931 (dazu die anderen Aufsätze des Biedermeierheftes der DVj., 1931, sowie die Aufsätze von Pongs, von Wiese, Martini u. v. Grolman im Biedermeierheft von Dichtg. u. Volkst., 1935).

Wohlwill, Adolf: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben (1789—1815), Hamburg 1875.

Waitz, Georg u. Erich Schmidt: Caroline, Briefe aus der Frühromantik, 2 Bde., Leipzig 1913.

Register

Arnim, 35, 59, 61 ff., 111
Autenrieth, J. H. F., 72, 80 ff., 95

Baader, 103
Bachofen, 3, 114
Böhme, Jakob, 102 f.
Brentano, 57, 61, 63, 111
Brown, John, 44 ff., 73 ff., 81, 95, 102

Chamisso, 67
Creuzer, 103, 111, 113
Cuvier, 78 f.

Darwin, 79

Eschenmayer, 6, 101 ff.

Fichte, 20 f., 43 ff., 57, 68, 124
Französische Revolution, 3, 5 ff., 12, 21, 37, 43, 65, 71 f., 120, 124
Freiligrath, 119

Geibel, 121
Gmelin, Eberhard, 12, 94 f.
Görres, 33, 63 f., 111, 113 f.
Goethe, 18f., 20 ff., 27, 31, 68, 78, 80, 90, 119, 123
Gebrüder Grimm 4, 25, 63 f., 111, 113 (Jacob G.), 110 Wilhelm G.)

Haeckel, 79
Haller, 73, 77
Hardenberg s. Novalis
Hegel 6, 78, 80, 90, 107, 121
Hemsterhuis 20, 33, 43 ff.
Herder, 10, 20, 27, 34, 36, 39, 77, 79, 102
Hölderlin 6, 15, 30 f., 71 f., 108
Hölty, 60 f.
Hoffmann, E. T. A., 57

Jean Paul, 38 f.

Kant, 20 f., 26, 102
Kerner, Georg, 8, 12, 86
Kerner, Justinus,
  Arzttum, 58, 72, 84 ff., 88, 95 f., 98
  Franzosenfeindschaft, 7 f., 65, 72, 120, 124
  Frauenbild, 89 ff., 106 f.
  Frömmigkeit, 106 f.
  Geisterglaube, 9, 97 f., 101, 105
  Generation K's, Sonderstellung der, 70 f.
  Jugend, 7—13, 70
  Landvolk, Verhältnis z., 95 ff.
  Magnetismus, 12, 95
  Naturverhältnis, 8 ff., 41 f., 46 f., 52, 54 f., 69 f., 80, 84, 92, 95, 104 f., 108, 124
  „romantischer Stil", 40, 57 ff.
  soziale Haltung, 85, 108
  Volksgut, K. und das, 35, 52 f., 63, 96—104, 123 f.
  Wirkung und Nachwirkung, 107, 121 ff.
Kerner, Rickele, 89 f., 95
Kielmeyer, 76 ff., 84, 95, 102
Klopstock, 15, 17, 31
Köstlin, Heinrich, 18, 55

Leibniz, 20, 102
Lenau, 89,
Linné, 13, 80
Loeben, 35 f., 88 f.

Mayer, Karl, 18, 38, 108
Mesmer, 12, 92 ff.
Mone, 111, 113

Novalis, 19, 22, 25 f., 34 ff., 42—55, 82, 90, 95, 100 103, 106, 117

Oetinger 101 ff.

Paracelsus, 92, 100
Pfaff, Chr. H., 75

Ranke, 112
Richter, Ludwig, 118
Röschlaub, Andreas 74, 81

Schelling, 2, 6, 20 f., 23 f., 27, 29 ff., 35, 39 f., 43 ff., 56 f., 69 f., 71, 74 ff., 81 f., 84, 88, 90, 95, 102 f., 107, 114
Schiller, 26, 71
Schlegel, August Wilhelm, 19, 22, 24 f., 32, 38 f., 90, 106

Schlegel, Friedrich, 2, 19, 20 ff., 25 f., 32 ff., 35, 38 f., 43 ff., 55 f., 57 f., 61, 68, 90, 119 f.
Schubart, 5, 15
Schubert, Gotthilf Heinrich, 10, 71, 101 ff.
Schwab, Gustav, 18, 26, 71, 122
Seckendorff, 27 f., 36, 60, 108
Spinoza, 31, 34, 44 f.
Stäudlin, 15, 71
Steffens, 44, 78

Tieck, 19, 22 ff., 27, 28 f., 36, 38, 40 f., 47 ff., 57, 103, 105
Uhland, Ludwig,
- Eigenständigkeit, 14, 28, 39, 59, 62 ff.
- französische Revolution, Kampf gegen d. Geist der, 37, 65 f., 71 f., 120, 124
- Jugend, 13—17, 70
- Mythologiebegriff, 15 f., 29, 31 ff., 35, 36 f., 38 f., 109 ff.
- nationale Bezogenheit, volkhafte Einstellung, 39, 62, 64, 68 f., 109, 112 ff., 123
- Verhältnis zur Natur und insbesondere zur schwäbischen Landschaft, 14 ff., 114 ff.
- politischer Einsatz, 67, 116 f.
- Schwäbische Tradition U's, 15
- soziale Haltung, 66 f., 117
- Verhältnis zu Vorzeit und Geschichte, 14 ff., 36 f., 65 ff., 109 ff., 115
- Wirkung und Nachwirkung, 121 ff.
- Wissenschaftliche Arbeit, 110—117

Varnhagen, 96, 98
Voß, 16, 37

Wackenroder, 19, 85 f.
Weikard, Melchior Adam, 74 f., 81
Winckelmann, 20, 30, 33
Windischmann, 88
Wunderhorn, Des Knaben, 27, 59 ff.

Lebenslauf

Als Sohn des verstorbenen Kaufmannes Otto Ackermann und seiner Frau Elfriede geb. Deumert wurde ich, Otto Ackermann, am 21. September 1915 zu Breslau geboren.

Ich besuchte zunächst die Volksschule und dann die Horst-Wessel-Oberschule in Breslau, an der ich 1934 die Reifeprüfung bestand. Von 1934—1938 studierte ich Deutsch, Philosophie, Geschichte und Volkskunde an der Universität Breslau. Ich nahm hauptsächlich teil an den Vorlesungen und Übungen der Professoren Merker, Ranke, Faust, Aubin, Beyerhaus, Vogt und Kuhn. Mein besonderer Dank für Anregung und Förderung der Promotionsarbeit gebührt meinen verehrten Lehrern Merker und Faust. Neben meinen Studien habe ich mich vor allem in der Arbeit des NSD-Studentenbundes eingesetzt, und zwar in der Leitung der Wissenschaftsarbeit und des Reichsberufswettkampfes der deutschen Studenten. Durch diese Tätigkeit erwarb ich die entscheidende Ausrichtung meiner Facharbeit.

Die wissenschaftliche Prüfung für das höhere Lehramt habe ich am 17. Dezember 1938 bestanden.

Otto Ackermann.